Glauben und Wissen.
1906. IV. Jahrgang. — Heft 11. November.




# Seligkeit.

Die Oberflächlichkeit der heutigen Zeitströmung tritt besonders deutlich zutage in der Unlust, darüber nachzudenken, woher der Mensch seinen inneren Halt, Sicherheit und Festigkeit für die Aufgaben des Lebens gewinnt. Von den äußeren Faktoren, die das Menschenleben gefährden, redet man gern und viel; namentlich werden mit Vorliebe die Gefahren besprochen, die von Bakterien und Bazillen, vom Alkoholismus und verkehrter Ernährung, von sozialen Mißständen und wirtschaftlichen Konjunkturen drohen. Aber für die wichtigste Frage, wie nämlich der Mensch seinen gesamten Gedankenhaushalt einzurichten hat, um gesund zu bleiben und allen Schwierigkeiten zu trotzen, ist das Interesse gering. Scheut man die völlige Klarheit und Aufrichtigkeit auf diesem Gebiete deshalb, weil sonst die innerlichen Verkehrtheiten ans Licht gezogen werden müßten, durch welche die meisten Menschen sich selbst schaden? Einerseits müßte das böse Spiel der Begierden und Leidenschaften besprochen werden, das bei so vielen die Lebenskraft ruiniert! Andererseits müßten Standesdünkel und manche andere törichte oder abergläubische Vorstellungen von dem eigenen Glück und Stern, die bei den meisten ein geheimes Lebenselement bilden, offen charakterisiert und in ihrer Haltlosigkeit bloßgestellt werden. Kein Wunder, wenn man solchen unangenehmen Erörterungen lieber ausweicht! Aber das geschieht sicherlich nicht im Interesse der Klarheit und Ehrlichkeit des Denkens. Und eine unvermeidliche Folge dieser Abneigung gegen die Behandlung der wichtigsten Frage, die es für das menschliche Dasein geben kann, ist jedenfalls die Tatsache, daß man den Tiefsinn der hergebrachten christlichen Lehre von der Bewahrung und Rettung eines Menschen nicht mehr versteht.

Was heißt überhaupt Rettung eines Menschen? Die Übersetzung des neutestamentlichen „Gerettetwerden“ mit „Seligwerden“ hat wesentlich dazu beigetragen, daß die Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Sinn jenes ursprünglichen Wortes

abgelenkt worden ist. Denn in neutestamentlicher Zeit verstand man unter dem „Gerettetwerden“ die Erhaltung bei den in unmittelbarer Nähe erwarteten Katastrophen der Zukunft. Wenn das Gottesreich verwirklicht wurde, so waren diejenigen die „Geretteten“, die nicht von den Stürmen der über die bestehende Welt hereinbrechenden Umwälzung weggefegt wurden. Zu diesem Grundbegriff gesellte sich freilich sofort der weitere Gedanke: Wem selbst die große Endkatastrophe der Welt keinen Schaden tun darf, der ist überhaupt gegen jede Gefahr gesichert. Wer seiner künftigen Rettung gewiß war, stand auf unerschütterlich festem Grund und Boden und verfügte deshalb über eine bis dahin unerhörte Freudigkeit und Lebenskraft. Die ersten Christen wußten sich bei aller demütigen Dankbarkeit gegen ihren Herrn auf der überlegenen Höhe eines gesicherten Standortes, von dem aus sie alle Drangsale und Gefahren als geringfügig ansahen, gegenüber dem Glück, das ihnen ihr Glaube verbürgte. Leider aber blieb diese umfassende Bedeutung der christlichen Gewißheit von der eigenen „Rettung“ nicht auf die Dauer erhalten. Das Bild der erwarteten Endkatastrophe verblaßte mit der Verzögerung ihres Eintritts. An die Stelle derselben trat der gewöhnliche Tod; also beschränkte sich das „Gerettetwerden“ auf die Gewißheit eines günstigen Schicksals nach dem Tode, der „Seligkeit“ in dem herkömmlichen engeren Sinn. Dadurch trat die sieghafte Sicherheit gegenüber allen anderen Gefahren des Daseins, in welcher die Kraft der ersten Christenheit gelegen hatte, in den Hintergrund. Man gewöhnte sich sogar, die Entscheidung über das definitive Glück oder Unglück eines Menschen erst vom Augenblick seines Todes zu erwarten. Dann war vollends jene umfassende Freudigkeit eingebüßt, weil diese einseitige Vorstellung den Christen dazu verführte, mit Angst und Zittern nach seinem letzten Augenblick auszuspähen und sich beständig auf den gefürchteten Tod vorzubereiten. So hat man's glücklich fertig gebracht, aus der Lehre, die ursprünglich darauf angelegt war, die Menschen zu sieghafter Lebenssicherheit zu erziehen, ein Zerrbild zu machen, mit dessen Hilfe man ängstliche Gemüter noch mehr einschüchterte und harte Charaktere vergeblich zu schrecken suchte.

Gewiß! In der deutschen Reformation ist der wahre Sinn des Christentums auch in dieser Hinsicht wieder zu Ehren gekommen. Luthers fröhlich-trotziger Glaube zeigt wieder die alte, jeder Gefahr spottende Freudigkeit des „Geretteten“, dem auch vor dem Tode nicht bange ist. Ihm war die unmittelbare, in der Gegenwart erreichbare unüberwindliche Sicherheit des Lebens, die Gnade des Allmächtigen, das wichtigste. Und er war sich auch darüber klar, daß diese Sicherheit nur zu gewinnen ist auf Grund eines guten Gewissens, das der durch Christus erworbenen Vergebung der Sünde gewiß und vom besten sittlichen Streben für die Zukunft beseelt ist. Dann ist die „Rettung“ oder „Seligkeit“ ein gegenwärtiger Besitz, der nur seiner künftigen Vollendung im Himmelreich harrt.

Freilich sind diese von Luther gemachten Fortschritte auch in der evangelischen Kirche wieder vielfach verloren gegangen. Der Pietismus, dessen Verdienste um die Erneuerung ernster Frömmigkeit nach dem durch den 30jährigen Krieg bewirkten Niedergang unbestreitbar sind, hat gerade in diesem Punkte versagt. Er

hat bei allem sittlichen Eifer eine Ängstlichkeit befördert, die von der seligen Freudigkeit Luthers weit entfernt ist. Und er hat dadurch bei oberflächlichen Beurteilern das Christentum in den Ruf gebracht, daß es dazu angetan sei, ängstlich-schüchterne Charaktere zu bilden, die nicht wagen, mit starkem Mut und freier, offener Stirn den Kampf mit den Schwierigkeiten des Lebens aufzunehmen. Daß man einem solchen Zerrbild von seiten kräftiger Naturen keinen Geschmack abgewinnen kann, liegt auf der Hand. Was würde auch ein Apostel Paulus dazu sagen, der Römer 8 seine großartige Freudigkeit in die Worte kleidet: „Ich weiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges noch irgendwelche Mächte . . . uns scheiden mögen von der Liebe Gottes.“ Und wie würde Jesus Christus selbst solch zaghafte Entstellung seines kindlich-seligen Vertrauens auf den himmlischen Vater beurteilen? Er, der den Seinen als Frucht ihres Glaubens in Aussicht gestellt hat, daß sie unerschüttert bleiben sollen wie ein Haus, das auf den Felsen gebaut ist, von allen Stürmen und Ungewittern des Lebens!

Aber wer solche wahre Seligkeit haben will, der darf sich nicht scheuen vor einer gründlichen Prüfung seiner ganzen Stellung in der Welt; er muß vor allem der Frage nachgehen, wie sich der Mensch nach den in den Jahrhunderten seiner Geschichte gemachten Erfahrungen am besten mit den Grundkräften des Weltalls abfindet — mit der weltregierenden Macht, mit der verhängnisvollen Gewalt des Bösen und mit den tausend kleineren Faktoren, die Tag für Tag störend und verwirrend auf ihn einstürmen. Die Hygiene des Seelenlebens muß wieder gepflegt werden, und wer das versucht, der wird finden, daß auch heute noch in keinem anderen Heil ist, als in Jesus Christus und der kräftigen, Herz und Sinn gesund machenden Wahrheit, die er gebracht und mit seinem Tode besiegelt hat.

Fr. Walther.



# Das biblische Wunder und die historische Wissenschaft.

Über das Wunder, wie es uns aus den biblischen Erzählungen entgegentritt, ist schon sehr viel geschrieben worden, nicht bloß in unzähligen theologischen Werken allgemeineren Inhalts, in denen dieser Gegenstand eine Rolle spielt, sondern auch in besonderen auf ihn beschränkten Abhandlungen. In dieser Zeitschrift hat W. Kuhaupt sich mit dem Wunder beschäftigt (Juli, August 1905), indem er seine religiöse Bedeutung und seinen Zweck festzustellen suchte, indem er also vom Standpunkt des Theologen, nicht von dem allgemein-wissenschaftlichen ausging. Sonst wird gewöhnlich in den betreffenden Schriften der Beweis versucht, sei es für die Tatsächlichkeit der Wunder überhaupt oder bestimmter Wunder, sei es für ihre Unwahrhaftigkeit oder Unmöglichkeit. Meine Absicht ist es nicht, hier eine

eigentliche Beweisführung nach dieser oder jener Richtung zu vollziehen, wiewohl ich meine Überzeugung von der Wahrheit der wichtigsten Wunder nicht verhehlen will. Für ein solches umfassendes Unternehmen wäre der Raum hier viel zu eng. Ich möchte nur zeigen, in welcher Weise die ganze Frage von einem streng wissenschaftlichen Forscher angegriffen werden soll und darf, um damit die Scheu zu bekämpfen, die so viele Gebildete vor ernster Beschäftigung mit diesen Dingen hegen, und gleichzeitig dazu beitragen, daß die Untersuchung mit den rechten Mitteln in Angriff genommen und in strengerer Weise vollzogen wird. Man wird daraus ersehen, daß die übernatürlichen Grundlagen unserer Religion nicht bloß guten Glaubens hingenommen zu werden brauchen, sondern auch eine streng wissenschaftliche Behandlung sehr wohl vertragen. Eine doppelte Wahrheit kann es nicht geben. Was vor dem Glauben wahr ist, muß auch vor dem Verstande wahr bleiben, wenn es auch nicht mit dem Verstande allein erfaßt werden kann. Was zur unerschütterlichen Glaubensüberzeugung geworden ist, muß verstandesmäßiger Prüfung standhalten, wenn es auch nicht mit dem Verstande allein begriffen werden kann. Die Eigenschaft, daß sie nicht allein mit dem Verstande begriffen werden können, teilen aber die Glaubenswahrheiten mit allen anderen Wahrheiten; denn auch für diese sind noch andere und zwar ganz analoge Mittel der Erkenntnis nötig als die Verstandeskräfte. Zunächst aber müssen wir uns darüber klar werden, was eigentlich unter Wundern zu verstehen ist.

Als Wunder ist zu bezeichnen jedes Geschehnis, das durch das Eingreifen einer überweltlichen Macht in den Weltverlauf herbeigeführt worden ist. Nicht, daß es der menschlichen Erfahrung widerstreitet, ist das Entscheidende, denn sonst müßten die Wirkungen von bis dahin unbekannten Kräften als Wunder gelten. Auch nicht, daß es bekannte Naturgesetze durchbricht, denn die Gesetze sind aus der Erfahrung abgeleitet und brauchen nicht allgemeingiltig zu sein. Man würde daraus, daß ein Gesetz offenkundig durchbrochen worden ist, folgern können, dies sei kein unverbrüchliches Gesetz, und brauchte so auch kein Wunder anzunehmen. Liegt aber eine Tat vor, die überweltlicher Macht zugeschrieben werden muß, so ist der Begriff des Wunders gegeben. Es ist dabei nicht nötig, daß der natürliche Verlauf und Zusammenhang der Dinge sichtbar verletzt wird. Auch die Umwandlung des menschlichen Willens, die Erweckung von Gedanken und Vorstellungen durch göttliche Kraft ist mit vollem Rechte den Wundern zuzuzählen, ist nicht minder wunderbar als die Störung der Gesetzmäßigkeit in der Natur.

Nun erhebt sich für den Geschichtsforscher die Frage, ob er Geschehnisse, die er als Wunder anzusprechen sich gezwungen sieht, wie gewöhnliche historische Vorgänge behandeln und feststellen darf, oder ob hierbei besondere Grundsätze platzzugreifen haben. Eine Anschauung, die besonders in neuester Zeit viel Zustimmung gefunden hat und von zahlreichen Gelehrten vertreten wird, ist die, daß Wunder von vornherein aus dem Kreise der Tatsachen ausgeschieden, also ohne weitere Prüfung verworfen werden müßten. Dabei ist aber unter dem Begriff etwas anderes verstanden, als wir nach der soeben gegebenen Erklärung darunter verstehen wollen. Es sind Geschehnisse gemeint, die den bekannten Naturgesetzen, der täglichen Er-

fahrung widerstreiten. Mit deren grundsätzlicher Ablehnung würde ja aber der Forschung jede Möglichkeit genommen, die Gesetze und die tägliche Erfahrung an den tatsächlichen Vorgängen auf ihre Richtigkeit und Zuverlässigkeit zu prüfen. Man würde unter Umständen wichtiges naturgeschichtliches, physiologisches, psychologisches Material ungenützt beiseite werfen und willkürliche Vermutungen der unbequemen Wahrheit vorziehen. Der Forscher darf wohl mißtrauisch gegen solche Vorgänge sein und die Prüfung mit besonderer Sorgfalt vornehmen, aber entschlagen darf er sich der Prüfung nicht.

Doch auch bei Wundern in unserem Sinne, bei Ereignissen, die nur von einer außerweltlichen Macht gewirkt sein können, ist der Historiker nicht berechtigt, ihre unbedingte Verwerfung sich zum Grundsatz zu machen und, falls sie sich nach geschichtswissenschaftlichen Regeln beweisen lassen, ohne weitere Belege Fehler in der Beweisführung anzunehmen. Er würde damit ein Dogma, eine unbewiesene und unbeweisbare Behauptung, aufstellen, was um so merkwürdiger, als es gerade die Vertreter dieser Anschauung sind, die am schärfsten für voraussetzungslose Forschung, für Abweisung jedes Dogmatismus kämpfen. Freilich, die Forderung, bei wissenschaftlicher Arbeit auf jede Voraussetzung zu verzichten und nichts für wahr zu erklären, was nicht in wissenschaftlicher Form bewiesen werden kann, ist eine unsinnige. Ohne eine Grundlage von anerkannten Wahrheiten kann man unmöglich Wissenschaft treiben. Man muß sich selbst als denkendes und handelndes Wesen anerkennen, man muß seine eigenen gesunden Sinne bis zu einem gewissen Grade für zuverlässig halten, man muß eine gewisse Gleichheit oder Verwandtschaft zwischen dem eigenen Innenleben und dem anderer Individuen, sowohl gegenwärtiger als vergangener, annehmen usw. Aber zu diesen unentbehrlichen Voraussetzungen gehört es nicht, daß keine übernatürliche Gewalt in Welt und Menschenleben einzugreifen vermöge. Das wäre ein willkürliches Dogma, das nicht anerkannt werden darf. Der Historiker hat zu erkunden was geschehen ist. Stellt er in strenger und unbefangener Untersuchung fest, daß Wunder geschehen sind, so sind diese ebenso für wahr zu halten wie andere erforschte Tatsachen, und die Gesamtwissenschaft hat damit zu rechnen, ihre Schlüsse daraus zu ziehen. Es fragt sich nur, ob und wie sie derartig festgestellt werden können, daß ihnen die Tatsächlichkeit zugesprochen werden muß.

Die Neigung, die Möglichkeit von Wundern zu leugnen, ist gerade in unserer Zeit eine äußerst starke. Die Hauptgründe dafür sind aber keineswegs derartige, daß sie zu besonderem Mißtrauen gegen diese Erscheinung berechtigten. Zunächst sind es die ungeheuren Fortschritte, die die Menschheit gegenwärtig in der Naturerkenntnis und Naturverwertung gemacht hat, die ihr den Glauben an ein überirdisches Eingreifen untergraben. Alles geht ja so streng und berechenbar gesetzmäßig vor sich, daß sich ein solcher Glaube von selbst zu verbieten scheint. So haben denn auch die auf die äußere Natur einwirkenden Wunder stets die schärfste Anfechtung erfahren, und man wird zugeben dürfen, daß es dem Weltschöpfer fern liegen muß, die selbstgegebenen Gesetze willkürlich zu durchbrechen. Aber das, was erkannt und berechnet werden kann, ist doch nur ein Teil des Weltgeschehens.

Das ganze große Gebiet des Geistes, die Beziehungen des Menschen zur Natur und des Menschen zum Menschen haben bisher jeden Versuch, sie in feststehende Gesetze zu fassen und methodisch zu berechnen, hartnäckig widerstanden. Wenn wir dort eine gewisse Erfahrung ins Feld führen können, so ist hier eine solche auch nur einigermaßen ausreichende Erfahrung zweifellos nicht vorhanden. Die Möglichkeit eines steten Verkehrs der Geisteswelt mit einer außerweltlichen geistigen Macht, einer ständigen Einwirkung dieser Macht ist nicht abzuleugnen. Jede solche Einwirkung fällt aber unter den Begriff des Wunders. Doch auch unsere Erfahrung auf dem Gebiete der äußeren Natur ist trotz aller Fortschritte der Wissenschaft durchaus keine derartig umfassende, daß sich daraus mit unerschütterlicher Sicherheit die Unmöglichkeit höheren Eingreifens feststellen ließe. Ob solches stattgefunden, bleibt immer eine geschichtliche Frage, eine Frage, die der Geschichtsforscher auf Grund der Quellen zu entscheiden hat.

Ein weiterer Antrieb, das Wunder von vornherein zu verwerfen, ist der vielverbreitete Wunsch, die christliche Religion ihrer Stützen zu berauben, sie dadurch hinfällig zu machen und sich so der strengen sittlichen Forderungen zu entschlagen, die sie an den Menschen stellt. Die große Mehrzahl der Gebildeten will ja durchaus nicht die Sittlichkeit überhaupt beseitigen, schon aus praktischen Gründen nicht, aber es soll eine selbstgeschaffene und so in vieler Hinsicht bequemere, nicht eine von höherer Macht begründete sein, die eine grundsätzliche innere Erneuerung verlangt. Es ist nicht nötig, daß dieser Beweggrund klar ins Bewußtsein tritt, aber daß er in sehr vielen Fällen stark mitwirkt, wird sich nicht verkennen lassen. Daß dies aber der Fall, kann bei ernst Denkenden das Mißtrauen gegen das biblische Wunder eher vermindern als verstärken.

Wenn nun eine solche Neigung vorhanden ist, sich ablehnend gegen die besprochene Erscheinung zu verhalten, so ist damit schon eine Triebkraft in die Beweisführung eingefügt, die der Wahrheit entgegenstrebt. Mathematische, unbedingt zwingende Beweise lassen sich in der Geschichte nicht führen, immer wird für die Entscheidung ein völlig unbefangenes, gerechtes Urteil über das Gewicht der Beweisgründe erfordert. Wird dieses Urteil durch außerhalb liegende Kräfte beeinflußt, so wird den Beweisgründen ein unrichtiges Gewicht zugeschrieben und so die Wahrheit vergewaltigt. Ist man geneigt eine Tatsache abzulehnen, so wird alles, was dafür spricht, aufs strengste geprüft, alles was ihr widerstreitet gern und willig hingenommen. Daher kommt bei wissenschaftlichen Streitigkeiten oft so wenig heraus, weil hier eine der Sache fremde Triebkraft auf beiden Seiten, vielleicht den Streitenden unbewußt, mitwirkt: der Wunsch recht zu behalten. Bei den Wundern glauben die Gegner im allgemeinen genug zu tun, wenn sie einen alles Übernatürlichen ledigen Vorgang erfinden, mit dem die Quellenaussagen einigermaßen in Übereinstimmung gebracht werden können, oder wenn sie einen Weg künstlich herrichten und notdürftig erklärlich machen, auf dem die Zeugen zu falschen Aussagen über das Ereignis gelangt sein sollen. Die Phantasie spielt dabei eine unberechtigt große Rolle. Sie darf und muß ja bei der historischen Forschung beständig verwendet werden, denn nur durch sie können neue Zusammenhänge entdeckt werden.

Ihre Entdeckungen müssen aber dann an der Hand der Quellen geprüft und mittelst der Quellen in regelrechter Weise beglaubigt werden, sonst sind sie wertlos und zu verwerfen. Das aber wird bei den Erklärungsversuchen der Wundererzählungen in unverantwortlicher Weise versäumt.

Der Geschichtsforscher darf sich nicht von jenem Dogma, daß Wunder unmöglich seien, vergewaltigen lassen und erkundete Tatsachen dieses Dogmas wegen verwerfen. Er hat einfach mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln und in der ihm geläufigen Weise festzustellen was geschehen ist, ganz gleichgültig, ob der Vorgang natürlich oder nur übernatürlich erklärt werden kann.

Man könnte nun freilich fragen, ob denn, wo es sich um Wunder handelt, dem Forscher alle jene Mittel zu Gebote stehen, mit denen er sonst zu arbeiten und Tatsachen festzustellen pflegt. Wohl läßt sich ja der Fall denken, daß Quellen — also Überreste der Ereignisse, schriftlich niedergelegte Zeugnisse, glaubwürdige Geschichtsdarstellungen und dem ähnliches — in ausreichendem Maße vorhanden sind, so fehlt doch noch ein anderes, was zur geschichtlichen Erkenntnis, zur Wiedergabe der Vergangenheit nicht minder notwendig ist: die persönliche Lebenserfahrung des Forschenden. Sie bietet den Stoff, aus dem der Forscher die früheren Geschehnisse an der Hand der Quellenaussagen zum Bilde zusammenfügt. Ohne sie bleiben ihm die besten Zeugnisse unverständliche Formeln, mit denen er nichts anzufangen vermag. Auf dem was er empfindet, sieht und erlebt, muß er stets fußen, wenn er die Vergangenheit erbauen will. Daher die große Überlegenheit derjenigen Geschichtsgelehrten, die ein reiches Innen- und Außenleben führen, vor denen, die ihr Dasein fast ausschließlich am Schreibtisch verbringen. So liegt der Schluß nahe: da Wunder nicht zu unserer täglichen Lebenserfahrung gehören, so können sie auch nicht geschichtlich erkundet werden, so müssen sie aus dem Umkreis geschichtlicher Untersuchung ausgeschlossen werden, indem man sie nicht gerade ausdrücklich für unmöglich erklärt aber doch dahingestellt sein läßt. Das wäre aber doch eine unrichtige Folgerung. Die tägliche Erfahrung dient wohl und ist nötig zur Veranschaulichung, zum begreiflich machen der Vorgänge, nicht aber zum Beweis ihrer Tatsächlichkeit. Auch Geschehnisse, die wir uns nicht vorstellen können, müssen wir als wirklich anerkennen, wenn uns ihre Wirkungen aus den Quellen klar und unzweideutig ersichtlich sind. Die Bezeichnungen dafür sind freilich nur bildlich und können das Wesen der Sache nicht zum Verständnis bringen. Eine Engelerscheinung kann sich niemand vorstellen, der sie nicht erlebt hat. Es ist eine eigenartige Einwirkung einer überirdischen Macht auf die Menschenseele, für die im täglichen Leben nichts Vergleichbares zu finden ist. Der Vorgang läßt sich also geschichtlich nicht feststellen und den Mitmenschen in keiner Weise begreiflich machen. Dennoch ist ein vollgültiger Beweis dafür denkbar, daß derartiges Unbegreifliches geschehen ist, da die Wirkungen erkennbar sein können. Der feste Glaube des Betroffenen, von einer übernatürlichen Macht berührt zu sein, seine in bestimmter Richtung veränderte Lebensführung, sein plötzliches Verständnis für Dinge, die ihm bis dahin verborgen waren, und dergl. mehr können für das Ereignis beweiskräftig sein. Leichter vorstellbar scheinen andere Wunder, so namentlich die raschen Kranken-

heilungen, die sogar bis in das Gebiet unserer Erfahrung hineinreichen. Im allgemeinen sind es aber auch nur die Folgen und Wirkungen, die sich feststellen und verständlich machen lassen, während sich die Handlung selbst unserer Erkenntnis entzieht. Nichtsdestoweniger bleibt ihre Tatsächlichkeit ein annehmbarer Gegenstand der Untersuchung.

Die Geschichtswissenschaft braucht also nicht davor zurückzuscheuen, Wunderbegebenheiten zu behandeln, und entbehrt auch nicht der Mittel, eine Beweisführung dafür oder dagegen durchzuführen. Immerhin liegt ihr die Pflicht ob, alles zu tun, um zu möglichst sicher begründeten, zuverlässigen Ergebnissen zu gelangen; sie muß sich hüten, in solchen für die ganze Welterkenntnis so überaus wichtigen Fragen leichtfertige Schlüsse zu ziehen und Selbsttäuschungen zu verfallen. Da wäre es denn bei den biblischen Wundern, mit denen wir uns hier zu beschäftigen haben, sehr unrichtig, beliebig in die Fülle des Stoffes hineinzugreifen und dies oder jenes Vorkommnis historisch zu prüfen. Ein solches Verfahren ähnelte dem Versuche, einen Knäuel von beliebiger Stelle aus aufzuwickeln. Wie man hier nichts erreichen und nur Verwirrung stiften würde, ehe man nicht das Ende des Fadens gefunden hätte, so würde man auch dort nicht zum Ziele gelangen können, ehe man nicht den richtigen Angriffspunkt entdeckt hätte. Denn die ganze biblische Geschichte, einschließlich der Wunder alten und neuen Testaments, gleicht in gewisser Weise einem solchen zum Knäuel verschlungenen, zusammenhängenden Faden, da sämtliche Ereignisse, die für die Erlösung von Bedeutung, in einem inneren Zusammenhang mit einander stehen, in bestimmter Ordnung von einander abhängig sind. Man wird es also nicht darauf ankommen lassen, sich unter vielen tastenden Versuchen und fruchtlosen Bemühungen allmählich an den Ausgangspunkt hinzufinden, sondern wird sich bestreben, diesen Ausgangspunkt gleich mit sicherem Griffe zu erfassen, um von da aus in ordnungsmäßiger Weise weiter zu schreiten. Hierzu aber dient dem Forscher die christliche Theologie, die Wissenschaft von der christlichen Glaubenslehre. Mag er auch ihre Sätze zunächst nicht anerkennen, so zeigt sie ihm doch die ganze Gestaltung ihres Lehrgebäudes, die Grundlagen, auf denen es ruht, die Beziehungen, in denen die einzelnen Teile zu einander stehen und wie sie sich gegenseitig stützen. Dabei wird ihm auch die religiöse Bedeutung der Wunder anschaulich und sein Blick rasch auf dasjenige Wunder gelenkt werden, das nicht bloß unter ihnen das wichtigste ist, sondern überhaupt den Kernpunkt der ganzen christlichen Lehre darstellt. Als dieses zentrale Wunder zeigt sich die leibliche Auferstehung Jesu Christi. Von ihr muß jeder ausgehen, der die biblischen Wunder in ihrer religiösen Bedeutung verstehen will, von ihr also wird man wohl auch ausgehen müssen, um diese Wunder auf ihre Tatsächlichkeit hin zu prüfen.

Dabei soll aber nicht der Gedanke maßgebend sein, man wolle *ein* Wunder möglichst schlagend zu beweisen suchen, um dadurch jenes von den Gegnern aufgestellte Dogma, daß Wunder von vornherein unglaubwürdig seien, zu entkräften, und so die Glaubwürdigkeit der anderen Wunder zu stützen. Jenes Dogma besteht für den Geschichtsforscher überhaupt nicht, er hat also in keiner Weise darauf Rücksicht zu nehmen. Und ob *ein* Wunder bewiesen ist oder nicht, das hat an

und für sich auf die Glaubwürdigkeit der anderen durchaus keinen Einfluß. Sie verlangen im einen wie im anderen Fall eine ganz gleich genaue Untersuchung. Erst der Umstand, daß diese Wunder zu dem erstbewiesenen in einem Verhältnis der inneren Abhängigkeit stehen, kann für die Anerkennung ihrer Tatsächlichkeit von Bedeutung werden. Ehe wir aber diese Abhängigkeit festzustellen und zu kennzeichnen suchen, richten wir zuerst unsere Blicke auf die Auferstehung selbst, um uns über ihre Bedeutung klar zu werden und ihre Glaubwürdigkeit soweit zu prüfen, als es der Zweck dieser Arbeit erfordert. A. v. Ruville.

(Schluß folgt.)



# Katastrophen und Religionsprobleme.

Schon seit Monaten liegen die Schreckenstage am Vesuv, bei Courrières und von San Franzisko hinter uns. Die erste, hochgehende Erregung der Gemüter hat abgeebbt, nicht ohne eine Reihe tiefgreifender Fragen an die Oberfläche getragen zu haben, die sonst im Geheimen der Menschenseele schlummern. Hierhin gehörte vor allem die Frage nach den für unser unanfechtbares Erkennen so dicht verschleierten Beziehungen zwischen Naturkatastrophen und göttlicher Weltregierung. Das Problem drang selbst bis in die Tagespresse vor und begehrte gewissermaßen auch hier gelöst zu werden.

Äußerlich betrachtet, könnte es fast befremden, daß die Wirkung jener furchtbaren Tage, zu denen in den letzten Wochen sich noch die Katastrophe von Valparaiso gesellte, auf unser Geschlecht so schnell wieder ausgesetzt hat. Man schiebt die Gedanken daran wie etwas störendes beiseite. Im wesentlichen überläßt man die Lösung der physischen Fragen der Wissenschaft und behandelt die psychischen scheinbar nach dem Grundsatz des non liquet.

Innerlich betrachtet, ist jene Stille nach dem Sturm aber wohl noch anders zu deuten. Ungeheure Elementarkatastrophen wie die letztverflossenen bewirken unbedingt eine Scheidung der Geister in der religiösen Frage. Sie zwingen jeden einzelnen zu einem offenen oder geheimen Bekenntnis seiner Weltanschauung. Dieser Prozeß hat sich, sei es nach der positiven, sei es nach der negativen Seite hin, im wesentlichen vollzogen. Klärung aber löst Beruhigung aus. Am spätesten, zum Teil vielleicht noch heute nicht, mag diese gerade bei einer Gruppe besonders Ernstgesinnter eingetreten sein, die zwar aus Überzeugung zu der neutestamentlichen Religionsdarstellung als Offenbarung sich bekennen, aber nicht naiv genug blieben, um einen Ausgleich zwischen diesem Faktor und den Faktoren des wissenschaftlich geschulten Denkens nicht anzustreben. Einen Gruppennamen ihnen in der Termi-

nologie christlicher Überzeugungen zu geben, ist sehr schwer. Es sind moderne Christosophen, Christdenker, wie sie nachfolgend der Kürze halber genannt seien. Für sie behält das in Rede stehende Problem eine radioaktive Kraft über den äußeren Zeitverlauf hinaus.

Auch den Christdenkern ist a priori klar, daß von den Menschen göttliche Fragen erschöpfend überhaupt nicht gelöst werden können. Es wären ja sonst gar keine göttlichen mehr. Zu dem Begriffe des Göttlichen, als des ewig Denkenden und Waltenden, gehört, daß es im Ausschnitt des Zeitlichen, als nur eines Minimalteils der Ewigkeit, auch bloß ausschnittsweise vom Denken durchdrungen werden kann. Die Unerforschlichkeit großer Welt- und Geistesprinzipien ist eher ein Beweis für das Vorhandensein Gottes als gegen dasselbe. Dennoch bleibt den Christdenkern der Versuch einer Erklärung, da das Auftreten des Objekts zum Nachdenken zwingt, mit der fortschreitenden Erkenntnis fortschreitende Pflicht, auch wenn die Gewißheit vorliegt, das Rätsel endgültig nicht lösen zu können — in dieser Zeitlichkeit.

Und hierbei bietet ihnen der Denkprozeß der naturwissenschaftlichen Forschung eine weitere Stütze. Die Fundamente dieses geistvollen modernen Lehrgebäudes, der Atom-Theorie, sind nicht in beweiskräftiges Wissen, sondern in beweissuchendes Ahnen eingebettet. Auch die Naturwissenschaft muß, will sie zur praktischen Hebung der Geistesschätze befähigt werden, zunächst über die Grenze des sonnenhellen Wissens noch einmal zurücktreten in die mystische Morgendämmerung des Glaubens. Sie ahnt die Existenz der Atome, sie glaubt an sie und nimmt sie daher im weiteren Verlauf ihrer Denkoperationen als bewiesen an, ohne sie unanfechtbar bewiesen zu haben. Ist das wesentliche Objekt dieser Wissenschaftler das geheimnisvolle Buch der Natur, so das der Christdenker das geheimnisvolle Buch der Bibel. Mag der Wissenschaftler auch bei seinen Versuchen auf dieses letztere verzichten, so möchte der Christdenker den gemeinsamen Faden beider Bücher um so lieber offen legen, als ihm die Existenz des persönlichen Gottes Wahrheit ist. Nun aber kann es nur Eine Wahrheit geben, so mannigfach auch die Niederschläge derselben im Zeitlichen sein mögen. Um die Plastik dieser Einen Wahrheit in Natur und Bibel vor das Auge des Erkennens zu rücken, darf dann aber auch der Christdenker das Ahnen, im Sinne einer Vorstufe des Wissens, für sich in Anspruch nehmen.

Treten wir, dies vorausgeschickt, nun dem vorliegenden Problem näher, so kommen wir von vornherein an der Stellungnahme zu einem Kardinalpunkt nicht vorbei: Wie verträgt sich das Vorhandensein von Übel und Sünde mit dem Postulat der Allmacht und Allliebe Gottes?

Wenn Gott dem Menschen als entscheidendes Charakteristikum seines Wesens die Freiheit des Willens, somit die Freiheit der Selbstbestimmung, ob er sich für oder wider Gott entscheiden will, in die Wiege legte, so mußte er ihm auch die Möglichkeit einer Wahl lassen. Ließe Gott nur Gutes und Sündlosigkeit in die Erscheinung treten, so wären die Menschen bloß Marionetten des Guten, willenlose

Beschauer, nicht fortschreitende Erkenner des Wesens Gottes. Dieses selbst ist schließlich in einem einzigen Satz zu umfassen: Gott ist die Liebe. Die Liebe aber ist ein unendlich komplizierter Begriff. Das läßt sich vielleicht am besten im Bilde der organischen Zelle verstehen. Wie diese aus den Molekülen verschiedener Elemente sich aufbaut und jedes Molekül wieder aus verschiedenen Atomen, so baut sich auch die Liebe gewissermaßen erst aus der geistig-chemischen Verbindung der Moleküle verschiedener psychischer Elemente auf, die, nähme man sie einzeln zur Hand, in ihrer Auswirkung das gerade Gegenteil von Liebe sein können: z. B. Gerechtigkeit, Eifer, Wahrheit, welche zum mindesten auch ein Atom des Drohenden in sich bergen.

Echte Liebe ist stark. Sie ist also lebendig, ein Organismus und nicht nur ein toter Begriff. Zum Wesen alles Lebens gehört notwendigerweise die Entwicklung. Mit dem Begriff der Entwicklung müssen wir wiederum den des Fortschreitens vom Unvollkommenern zum Vollkommenern verbinden. So ist in der Lebenszelle der Liebe, die als Gottliebe auch das Vollkommene als Molekül enthalten muß, das Unvollkommene gleichwohl ein vollwertiges Atom dieses Moleküls.

Es kann jetzt geradezu ein Postulat meines Denkens werden, daß die in Gott wohnende Güte ihn veranlaßt, aus der grandiosen Lebenszelle seiner Allliebe das Unvollkommene — weil noch in der Entwicklung Begriffene — gewissermaßen wie eine Atom-Protuberanz in die Zeitlichkeit einstrahlen zu lassen. Denn nur so ergibt sich für mein Denken die Möglichkeit, daß die Menschheit, indem sie an dieser Protuberanz aufwärts klimmt, überhaupt je zur Erkenntnis des Vollkommenen im Wesen Gottes gelangen kann. Und doch bleibt auf Grund des göttlichen Adelsbriefes der souveränen Willensäußerung an den Menschen diesem die Freiheit, sich für das nur in Gott Vollkommene anbetend zu entscheiden oder nicht.

Sobald wir uns auf diese Weise die Möglichkeit des Unvollkommenen in der Welt als gottgewollt, ohne doch mit der Vollkommenheit Gottes als der Liebe Kat'exochen in Widerspruch zu geraten, klar gemacht haben, bekommen auch die Mächte Übel und Sünde ein ganz anderes Gesicht und können als direkt von Gott zugelassen anerkannt werden. Zugleich wird die Frage nach der Beziehung zwischen Naturkatastrophen und göttlicher Weltregierung aus dem absoluten Dunkel eines Widerspruchs, eines Nonsens gegenüber der Allliebe Gottes, herausgehoben und gerückt in die Morgendämmerung eines göttlichen Rätsels. Denn nur das Nonsens läßt eine Lösung nie zu, während zum Begriff des Rätsels gehört, daß es eine Lösung finden muß, und nur noch die Zeitfrage hierfür ins Spiel kommt. Die Verlegung derselben in die Ewigkeit kann aber für den Christdenker vollends keine Schwierigkeit bilden, ja, diese Fernrückung beflügelt nur um so eindringlicher seine lebendige Hoffnung auf jene ihm notwendige Konsequenz der Zeit.

* *

Eine zweite Kardinalschwierigkeit unseres Problems liegt in Beantwortung der Frage, wie wir uns das Verhältnis Gottes zu den Naturgesetzen zu denken haben. In dieser Beziehung wurden unlängst in der Öffentlichkeit einige inter-

essante Thesen entwickelt (vergl. den Artikel des Militäroberpfarrers Falke im „Tag“ Nr. 220), die zu etwa folgendem Ergebnis führten: „Wenn das Naturgesetz Gottes Wille, das gesetzmäßige Geschehen Gottes Tun ist, wenn es kein doppeltes Wirken Gottes, ein natürliches und ein übernatürliches, gibt, dann muß der Wille Gottes mit dem Naturgesetz eins sein, sich identifizieren. Aber diese Auffassung ist für das christliche Denken ein völlig unvollziehbarer Gedanke, denn die Freiheit des Willens, dessen Wesen doch ist, einen Entschluß nach dem andern fassen zu können, wäre damit für Gott gleichsam ausgeschaltet.“ Der Verfasser streckt denn auch im Blick auf die eingangs erwähnten Katastrophen für das Denken die Waffen und empfiehlt „den — Glauben“.

Wenn wir aber uns die Auffassung derjenigen Christdenker zu eigen machen, welche da, wo der jeweilige Stand der Naturwissenschaft die Grenze erreicht hat, auf die Bibel als eine höhere Ergänzung ein und derselben, das ganze All durchfließenden Wahrheit zurückgreifen und die geheimnisvollen Andeutungen des Buchs der Bücher als ein Ahnen im Sinne einer Vorstufe des Wissens verwerten, dürften dem denkenden Geiste noch einige weitere Perspektiven sich öffnen.

Die biblische Behandlung des All-Seins weist auf bestimmte Gebundenheiten der ursprünglich völlig mit dem Willen Gottes identischen Naturgesetze und ihrer Auswirkungen hin; Gebundenheiten, die sich bis auf die Kreatur erstrecken, die „sich sehnet mit uns und sich ängstet noch immerdar“ (Röm. 8, V. 22). So gewiß es für die Christdenker ist, daß auch diese Gebundenheiten nicht ohne die Zulassung Gottes bestehen können, so gewiß bleibt nun Raum für ihre Erkenntnis, daß, trotz der Aufstellung und Auswirkung der Naturgesetze nach dem Willen Gottes, diesem Willen die Möglichkeit der Freiheit bleibt, einen Entschluß nach dem anderen zu fassen, ohne sich mit den eigenen Gesetzen in Widerspruch zu stellen.

Überdies ist für die Christdenker ein doppeltes Wirken Gottes im Sinne eines natürlichen und übernatürlichen nicht ausgeschlossen. Ausgeschlossen ist für sie nur die Duplizität eines natürlichen und unnatürlichen. Dagegen können sie sehr wohl eine Duplizität des natürlichen und übernatürlichen Wirkens zulassen, soweit nämlich dies Wirken für das menschliche Fassungsvermögen in die Erscheinung tritt. Denn sie sind sich durchaus bewußt, daß jene nur im Endlichen augenfällige Duplizität im Lichte des Unendlichen eine untadelige Einheit darstellt. Im Endlichen haben wir zwei Parallellinien eines Wirkens, von denen wir jedoch wissen, daß sie sich, nach dem Grundsatz der Mathematik, in der Unendlichkeit schneiden, also dort zu feinem Wirken verschmelzen. Dies vermittelt uns eine weitere Ahnung als Vorstufe des Erkennens göttlicher Geheimnisse, die sich z. B. auf die sogenannten „Wunder“ Christi erstreckt. Sie sind lediglich eine schon in der Zeit göttlich konzentrierte Natürlichkeit, im Gegensatz zur Unnatur, phantastischem, von allen Bedingungen der Naturgesetze losgelöstem Hokuspokus. Die Entwicklungsstufen bis zur Vollendung eines natürlichen Ergebnisses, welche sonst, nach unserm irdischen Erfahren, langsamer zur Reife ansteigen, sind hier einmal zeitlich so überraschend nahe aneinander gerückt, komprimiert, daß das Resultat, die Frucht göttlichen Willens,

auf uns den Eindruck des Übernatürlichen macht. So ist für das Denken immerhin die Basis eines herandämmernden Verständnisses gewonnen, daß Gott, ohne den vorgeschriebenen Verlauf der Naturgesetze aufzuheben, dennoch, kraft seines souveränen Schöpferwillens, die Auswirkung von Naturgesetzen, sei es hemmend, sei es fördernd, beeinflussen kann. Damit ist zugleich ein weiter Ausblick auf die Erhörbarkeit menschlichen Gebets, sofern es im Geist und in der Wahrheit vor dem Throne Gottes vollzogen wurde, eröffnet.

* *

Wenn zum Schluß noch ein Wort der Bewertung des Glaubens angesichts von Naturkatastrophen gesagt werden darf, so wäre vor allem darauf hinzuweisen, daß er in ein Überschätzen seiner Erschütterung durch sie nicht so willigen kann, wie die öffentliche Meinung in ihrer breiteren Ausladung annehmen mag. Zunächst sei festgestellt, daß z. B. die Vorgänge von Courrières mit denen vom Vesuv und San Franzisko nicht in unmittelbar eine Linie gestellt werden können. Denn bei Grubenkatastrophen spielt — und sei es auch noch so indirekt — doch immer schon menschlicher Eingriff eine Mitrolle. Je mehr man aber auch hier das Übergewicht der göttlichen Zulassung betont, desto auffallender mag dem Glauben die verstärkte Anzweiflung der göttlichen Weltregierung in der Öffentlichkeit gerade bei Katastrophen erscheinen. Müßte doch ein kurzer Augenblick des Nachdenkens sie davon überzeugen, daß hier nur räumlich und zeitlich Wirkungen enger aufeinander gehäuft sind, die bei einer Verteilung über die Menschheit des Erdballs fast täglich sowohl angesichts der Zahl der Opfer als der erschütternden Nachwirkung auf die Umbleibenden in kaum verminderter Schrecklichkeit bestehen, in der Jahressumme sicher furchtbarer sind, als die Verlustlisten großer Einzelkatastrophen angeben.

Gerade diese Erkenntnis befähigt den Christdenker, auch durch größte Katastrophen sich nicht in seinem Glauben beirren zu lassen, weil er die Gemeinsamkeit ihres Kerns mit dem jedes schweren Einzelleides längst erkannt und mit dem Kern selbst sich persönlich auseinandergesetzt hat. So sehr er daher in dem Einsetzen großer Katastrophen eine Aufrüttelung des öffentlichen Gewissens zu sehen geneigt sein mag, so sehr er ferner hofft, daß nicht nur der Nächsten- und Allgemeinliebe durch derartige Katastrophen neue Impulse eingeflößt werden, sondern es gleichermaßen auch der Wissenschaft gelinge, ihr physisches Wesen dem menschlichen Verständnis näher zu bringen und womöglich neue Gesetze vor ihrer Bewahrung abzulesen: so sehr verschwindet dennoch dem Auge seines Glaubens der Druck der äußeren Beschwernis vor der Größe des inneren Erfahrens. Dem Christdenker mögen immerhin gerade Erdbebenkatastrophen eine Art Vorbestätigung des einmaligen Vollverlaufs der „Letzten Dinge“ sein, wie sie sein Herr und Meister verkündete. Sie mögen ihm auch dessen Auslegung, was der Einsturz des Turmes von Siloah (Luk. 13, V. 4 u. 5) zu bedeuten habe, mit neuem inneren Erbeben vor Herz und Augen führen. Aber dies alles werden doch nur Nebenauswirkungen der großen fundamentalen Hauptauswirkung sein, seine Stellung zu dem menschlichen Leiden überhaupt zu präzisieren. Und diese wieder nach zwei Ausstrahlungen

hin: dem Leiden während der irdischen Wirksamkeit und demjenigen in der Stunde des Todes.

Zum ersteren Fall ist zu sagen: Sofern alles Leben, also auch das der Seele, an das große Gottesnaturgesetz der Entwicklung gebunden ist und alle Entwicklung das Unvollkommene, wenn auch mit der Keimfähigkeit zum Vollkommenen hin, in sich birgt, ist das Leiden als eine Folge des Unvollkommenen schon an sich etwas Natürliches, fast eine logische Notwendigkeit. Niemals kann daher der Glaube an Gott vor dem Leiden feien, niemals des Christenglaube eine Unfallversicherung gegen das Leiden sein. Das Leiden ist aber für den Christdenker noch mehr als bloß ein Ausdruck des Unvollkommenen. Es ist ein Ausdruck der göttlichen Gerechtigkeit an der menschlichen Sünde, die geboren ward aus der Mißanwendung der menschlichen Freiheit Gott gegenüber, von der kein Irdischer sich rein weiß. Allerdings würde das Leiden im Widerspruch zur Allliebe Gottes stehen, wäre es lediglich ein Instrument göttlicher Rache, etwas rein Negatives. Aber jedes Leiden ist, richtig erfaßt, gleichzeitig ein Instrument der Läuterung mit der positiven Kraft der Anziehung zu Gott hin. Und was das Leiden als Konsequenz der Sünde noch im speziellen anlangt, so kann gar nicht scharf genug betont werden, daß ihm wie ihr der eigentliche Stachel schon in der Zeit genommen ist dank der für jeden Menschen fortlaufend vorhandenen Möglichkeit, durch den Glauben an Christus dahin, daß Er durch Seinen göttlichen Opfertod der eifernden Gerechtigkeit Gottes für immer Genüge tat, mit Gott sich versöhnt zu wissen.

Soweit endlich die Art des Leidens in der Stunde des Todes noch in Betracht kommt, so ist der körperliche Schmerz vor der Auflösung bei Katastrophen kaum höher, ja oft geringer, weil schneller endigend, als bei so manchem natürlichen Hinscheiden zu bewerten. Mag aber auch das körperliche Leiden wie schrecklich immer gestaltet sein, es tritt zurück vor der Gewißheit, nur die letzte Durchgangspforte zum Leben in der Ewigkeit für die Seele zu sein. Das ewige Leben für die Seele zu bestreiten, ist um so weniger angängig, als wir der Wissenschaft bereits den Satz von dem ewigen Fortbestehen der Materie sowohl wie der Kraft verdanken. Nicht daß und wann und unter welchen Umständen er stirbt, kann somit die Hauptsorge des Christdenkers mehr sein, sondern, daß er zu Lebzeiten schon dahin wirke, in jedem Augenblick des Eintritts der Katastrophe — sei es der des natürlichen Einzeltodes oder des gewaltsamen Massentodes — abscheiden zu können, versöhnt mit Gott.

Ferdinand Katsch.

# Der Grundfehler in den Lehren Darwins und Haeckels.[1])

In seinem Werke über die Abstammung des Menschen sagt Darwin: „Es ist oft und mit Nachdruck behauptet worden, daß der Ursprung des Menschen nie

Man beachte die Bücherbesprechung auf S. 380 dieses Heftes. Dt.

zu enträtseln sei. Aber Unwissenheit erzeugt viel häufiger Sicherheit als das Wissen. Immer sind es diejenigen, welche wenig wissen und nicht jene, welche viel wissen, die positiv behaupten, daß dieses oder jenes Problem nie von der Wissenschaft gelöst werden würde."

Diese Stelle möchte ich recht tief hängen, denn sie zeigt uns, woran es liegt, daß Darwin sowohl wie Haeckel einen so überzeugt-sicheren Ton anschlagen, wenn es darauf ankommt, das Geheimnisvollste auf Erden und im Weltenraume zu „erklären". Beide fühlen sich mit einem recht großen Wissen ausgerüstet, mit einem, welches durchaus hinreichend ist, über alles, was menschliches Denken und Empfinden bewegt, ein nahezu endgiltiges Urteil fällen zu können. Daß andere Menschen in emsig-stiller Arbeit, bei redlichem Willen, guter Vorbildung und gestützt auf das Können der Mitwelt und dahingegangener Forscher und Denker auch ein Wissen zu sammeln imstande sind, das gerade zu einer ganz entgegengesetzten Auffassung hinführt, das wollen und können solche Forscher nicht verstehen. In einem perfekten Egoismus greifen sie einen Gedankengang auf, legen ihn allen Arbeiten zugrunde und glauben das schließlich bewiesen zu haben, was ihnen als das Richtige erschien.

Wenn Darwin „glaubte", daß der Ursprung des Menschen zu enträtseln sei, so war er eben im krassesten Aberglauben befangen. Seine Riesenkenntnisse auf dem Gebiete der Züchtungsergebnisse von Kulturpflanzen und Haustieren bilden eine unbestreitbar gute Basis für ein biologisches Spezialgebiet, aber nimmermehr eine solche für die Aufstellung des schwerwiegendsten „Grundgesetzes der Biologie." Vergleichende Anatomie, menschliche Anatomie, Entwickelungsgeschichte und Physiologie beherrschte Darwin keineswegs; er macht daraus auch gar kein Hehl, sondern führt das, was er aus diesen Gebieten bringt, stets gewissenhaft mit Angabe der Autoren an, deren Arbeiten er seine Kenntnisse verdankte. Seine Arbeiten über die Rankenfüßer, die fleischfressenden und kletternden Pflanzen und die bewegenden Kräfte in den Pflanzen zeigen, ebenso wie seine Lehre vom Aufbau der Korallenriffe und der Entstehung der Ackererde durch Würmer, daß er ein Thema überaus gewissenhaft und mustergiltig klar durchzuführen verstand. Diese Arbeiten zeigen aber auch, daß er das Mikroskop nicht so zu handhaben und auszunutzen wußte, wie die meisten seiner gleichaltrigen Zeitgenossen unter den deutschen Biologen. Ihn interessierten die voll ausgebildeten Formen und die Bedingungen, unter denen sie sich voll zu entfalten vermögen. Die gleichzeitigen deutschen Biologen griffen das Studium des feineren und feinsten Aufbaues der Lebewesen mit allen Mitteln auf und schufen gleichzeitig unter Zuhilfenahme der Vivisektion, eine auf dem chemischen und physikalischen Versuche basierende Physiologie.

In gewissenhaftester Weise sammelt Darwin, der selbst ein ganz hervorragender Züchter von Pflanzen und Tieren war und, wie seine Untersuchungen an dem Sonnentau (Drosera rotundifolia), einer insektenfressende Pflanze, zeigen, ganz zielbewußt biologische Versuchsreihen durchführte, mit Vorliebe ein riesiges Material bei den großen Pflanzen- und Tierzüchtern seines Heimatlandes. Er hätte vor der Herausgabe seines großen Werkes über die Entstehung der „Arten" usw. uns aber zunächst einmal klipp und klar sagen müssen, was wir unter dem Begriff

„Art“ zu verstehen haben. Er durfte nicht Rassenbildung und Artentstehung zusammenwerfen! Aus der Vermischung dieser beiden Grundbegriffe ist ein unheilbarer Wirrwarr entstanden. Wir vermögen verhältnismäßig schnell und sicher die Bildung neuer Rassen zu bewirken, aber wir haben bis jetzt noch in keinem Falle neue Arten „entstehen“ lassen können! Wenn sich Mufflon und Hausschaf fruchtbar kreuzen lassen, so ist das eine Vermischung bestehender Schafrassen, wenn wir Hunde so umzüchten könnten, daß wir Katzen erhielten, so hätten wir neue Arten entstehen lassen.

Darwin wußte auch sehr wohl, daß zwischen Rasse und Art Unterschiede bestehen; er konnte aber die Scheidewand zwischen beiden nicht errichten. Wer vermöchte es heute? Wir sind aber gezwungen die Frage zu lösen: Wo ist die Grenze zwischen Art und Rasse? Um eine befriedigende Antwort erteilen zu können, bedarf es noch unabsehbar lang währender Arbeiten und der Erschließung vieler neuer Gesichtspunkte.

Darwin kannte, schilderte und würdigte die absolute Zweckmäßigkeit im Bau und in der Funktion der Organe; er nahm anfänglich gerade dieser Verhältnisse halber einen zielbewußten Schöpfer an. Der oft grausam geführte Kampf um die Existenz schien ihm aber derart gegen die uns am erhabensten dünkende Eigenschaft Gottes, die Allgüte, zu sprechen, daß er die Folgerung zog: ein allgütiger Schöpfer könne nicht vorhanden sein! In dem Augenblicke, wo er diesen verhängnisvollen Schluß bildete, wurde er vor die Notwendigkeit gestellt: alle Vorgänge in der Natur rein materialistisch erklären zu müssen. Damit wurde er weiterhin gezwungen, sich eng an die rein materialistischen Naturphilosophen anzuschließen! — Wie ich an anderer Stelle ausführte, bildet gerade das fortwährende Zerstören des Ausgebildeten solange eine unüberbrückbare Kluft zwischen Glauben und Wissen, als wir zur Annahme hinneigen, daß die Lebewesen nur der ausgebildeten Form halber vorhanden sind. Diesen Gedanken hegte Darwin, ihn hegten alle Forscher vor ihm und hegen alle zeitgenössischen Biologen.

Aber das offenkundige ernste Ringen nach voller Erkenntnis, welches aus jeder Zeile der Werke Darwins hervorleuchtet, die Zweifel, welche er selbst an zahlreichen Stellen durchblicken ließ und die durchaus vornehme Berücksichtigung der gegnerischen Forscher, welch letztere er anführt, sobald er ihre Ansichten nicht übergehen kann, lassen uns Darwin ehrlich achten. Sein feines Beobachtungstalent und seine ruhige, ernste, sachliche Darstellungsweise fesseln jeden Fachmann, er mag ein Gegner oder ein Anhänger der darwinschen Lehren sein. Man tritt ihm deshalb nicht gerne entgegen.

Lyell und in Deutschland Burmeister, der von Laien wenig mehr Gekannte, Cotta und andere hatten weite Kreise auf einen Bruch mit dem Alten vorbereitet. Gerade Burmeisters „Geschichte der Schöpfung“, 1844, die bereits 1854 in fünfter, starker Auflage erschien, enthielt eine ernste kritische Betrachtung der „Abstammung des Menschen“. Burmeister leugnet danach (1854) die Abstammung von einem Paare. In einer Fußnote am Anfang des Kapitels „Der Mensch, das jüngste Geschöpf der Erde“, verweist er betreffs der wahren Entstehungsgeschichte

des Menschengeschlechtes — scheinbar belanglos — auf Seite 327 eines früheren Kapitels, in welchem aber eine Seite vorher vollkommen klar die Bildung der organisierten Substanz („organische Grundmaterie") aus nicht organisierter „ohne Eingreifen aller außergewöhnlichen Mächte", wie es Seite 327 heißt, entstanden sein müsse! Burmeister war also der ackernde Landmann, der den Boden pflügte, Darwin besäte ihn und Haeckel besorgte das kunstgerechte Bergen der Saat, sodaß sie lustig ins Kraut schießen konnte.

Ohne Haeckel wäre Darwin dem deutschen „Volke" und den mit uns in Wechselbeziehung lebenden Kulturvölkern ein Fremder geblieben. Nun war aber der richtige Rufer zum Kampfe neben den Britten getreten. Einen besseren Schildhalter konnte sich dieser gar nicht wünschen. Durch Genialität und rastloses Bearbeiten weiter, neuer Gebiete zeichnet sich Haeckel vor allen Zeitgenossen aus. Darin liegen seine Erfolge; daraus entspringen aber auch die Schattenseiten seiner wissenschaftlichen Leistungen. Als Achtzehnjähriger bezog er die Universität. Würzburg, Berlin und Wien, Helgoland und Nizza waren die Arbeitsstätten des Studenten, der bereits 1857 in Berlin das Doktorexamen ablegte und dann 1859—60 als junger Arzt wieder an die See eilte und ihr, gleich seinem Lehrer Joh. Müller, das Geheimnis des Lebens zu entnehmen trachtete. Siebenundzwanzigjährig bearbeitet er als junger Dozent der Universität Jena das anziehendste Kapitel aus der Lehre von den niederen Tieren, jenes, an dem bereits Joh. Müller seine Kraft wiederholt versucht hatte „die Radiolarien."

Wer selbst die Technik voll beherrscht, der weiß, welche Riesenarbeit Haeckel in seinem Prachtwerke darüber bewältigte. Ich habe es ehrlich bewundert und es mir als Vorbild genommen, habe unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen, als in meinem dritten Universitätssemester mein Vater starb und mich mittellos dem eignen Können überließ, die lithographische Technik erlernt, um ähnliche Werke schaffen zu können. Schon der erste Versuch dazu zeigte mir, daß ein solches Beginnen vergeblich sein würde, denn was ich an Resultaten hinsichtlich des Aufbaues des Körpers niederer Organismen erhielt, das zeigte mir sofort eine unüberbrückbare Kluft zwischen dem, was ich darstellen mußte und dem, was ich bei Haeckel vorfand. Dazu zeigten mir die Gewebe des Flußkrebses, welche ich aus „naheliegenden Gründen" vornahm, daß Haeckels Lehre vom Aufbau der Organismen auf den denkbar flüchtigsten Beobachtungen aufgebaut war. Einen taktischen Fehler habe ich damals gemacht: ich hatte eine Verständigung mit Haeckel gesucht und war seinen Ansichten nicht von Anfang an scharf gegenüber getreten. Wer außerdem seinen Lehren gegenüberzutreten wünscht, muß ebenfalls sofort weite Gebiete überschauen können und auf ihnen Tatsachen gesammelt haben. Das geht ohne weiteres nicht in wenigen Jahren.

Für das gesamte Tierreich hatte Haeckel als Ergänzung und zur Befestigung der Lehren Darwins drei Grundgesetze aufgestellt, die genial ersonnen waren, aber zu ihrer Durcharbeitung des emsigen Fleißes hunderter gewissenhafter Forscher bedurften.

Wer diese Grundlehren anzutasten wagte, der wurde mit Hohn, Spott, Ver-

dächtigungen und oftmals, leider nur allzu oft, mit den unwürdigsten Schimpfereien empfangen. Gerade den älteren Forschern warf er Altersschwäche in Ausdrücken vor, die zu den widerwärtigsten gehören, welche die wissenschaftlichen Arbeiten bergen. Heute als Greis glaubt er bei sich selbst an wissenschaftliche Unfehlbarkeit und absolute Intaktheit des eigenen Geistes! Er sieht nicht die Aufgabe des Alters darin, dasjenige, was das Leben bot, der bestehenden Kultur anzupassen, sondern er glaubt gerade im Alter die letztere als eine verfehlte angreifen zu müssen, er vergißt, daß die Nachwelt richtet! Da er sich bei diesem Beginnen aber in wissenschaftlichen Hypothesen „aus naheliegenden Gründen" nicht mehr zu überbieten vermag, so versucht er alles zu zertrümmern, was das Christentum an Kulturarbeit geleistet hat. Den Segen, welchen es stiftete und stiftet, sieht er nicht, so wenig wie er die Kulturarbeit der ihm entgegentretenden Forscher anerkennt. Er sieht und sucht nur die Schwächen und sucht wie ein Fabrikant von Sensations-Romanen allerorts den Schmutz, das Über-Pikante hervor. Daß er von einem ernsten Kollegen dafür mit Pfuirufen bedacht wird, hindert ihn wenig, denn er erstrebt nur das Beifallsgejohle der Masse, welcher er das Gfühl der Verantwortung einem Gotte gegenüber geflissentlich abnimmt. Wer durch seine Bildung gegen eine Infektion mit perverser Laszivität immunisiert ist, der mag den Monismus als „Religion der Zukunft" verherrlichen; wie aber ein Mensch mit Volksschulbildung und wie die Jugend, einzig geleitet vom „ererbten" Gefühl für Wahrheit, Tugend und Schönheit, den in die Welt der Organismen hineingelegten Zwang des Hungersstillenmüssens, der Fortpflanzungsnotwendigkeit und des Ausbiegenmüssens vor Gefahren zu ethisch-reinen Handlungen verwerten wird, das ist mir ein Rätsel. Die Blätter der Weltgeschichte geben auf Fragen nach der Möglichkeit der Hervorbringung solcher Handlungen, ohne das Gefühl voller Verantwortung gegenüber einem Schöpfer, eine ganz vernichtende Antwort.

Haeckel macht einen Rechenfehler. Die Zahl der Priester, welche im ernsten Ringen Kulturaufgaben lösten, verhält sich, wenn man eine Einheit von etwa 1000 Individuen zur Basis nimmt, zu der, welche man als Scheusale bezeichnen kann, wie $\frac{y \cdot 1000 \cdot}{x}$; die Zahl der Scheusale aus nicht geleiteten Volkskreisen verhält sich zu der Zahl der ernststrebenden Charaktere in diesen allerdings ebenfalls etwa wie $\frac{z \cdot 1000 \cdot}{x}$. Aber im ersten Quotient stehen die Scheusale im Nenner, im zweiten im Zähler! Sie zählen vollwertig, während die ersteren nur die Schmähsucht nennt. Haeckels Geist vermag die Tatsachen in der Kulturgeschichte der Nationen nicht mehr zu übersehen und in einem einfachen Verhältnisse auszudrücken. Ihm fehlt der Seherblick, den ein Reformator besitzen muß; er ist Büchergelehrte, aber kein Völker-Psychologe gewesen. Wer ihm zustimmte, der war bei aller Mittelmäßigkeit ein hervorragender Fachmann, wer ihm entgegentrat, der war trotz aller Kenntnisse in seinen Augen ein Stümper; ihm galt nicht der schaffende Mann, sondern nur das gedruckte Wort. Aus hunderten von Werken anderer Gelehrter und nicht aus einer Jahrzehnte währenden, gründlichen Forscherarbeit, wie sie, Joh. Müller,

Max Schulze, Kölliker, Leydig, Leuckart u. a. seiner Zeitgenossen bis zum letzten Atemzuge als „Forscherberuf" übten, entnahm er seine Kenntnisse; deshalb bilden seine Jugendarbeiten, mit alle ihren durch Flüchtigkeit und mangelhafte Untersuchungsmethoden bedingten Fehlern, faßt ungeändert heute noch den Kern seiner Lehren, seiner Philosophie. Seine Lehre von dem Bau der Monere und Cytode, seine Lehre von der Gasträa und der daraus abgeleiteten Gastrulation der tierischen Keime und die Aufstellung des biogentischen Grundgesetzes waren die drei Grundpfeiler des Baues, welchen er an die Stelle alter Wissenschaft zu setzen trachtete. Die Belle-Etage darin bleibt den „Herrentieren" reserviert. Diese besitzen unbeschränktes Hausrecht und alle sonstigen Mitbewohner des Prachtbaues werden nur geduldet, wenn sie sich als unvollkommene Vorstufen der Herrentiere geduldig rangieren lassen. Die Lehre von der Einheitlichkeit des Monerenkörpers hat sich von A bis Z als böser Irrtum erwiesen. Haeckels Schüler haben ihr selbst mit mir das Grab bereiten helfen und es nur aus Pietät gegen ihren Lehrer noch nicht ganz vollgeschaufelt. — Die Gasträa-Hypothese kann nur bestehen, wenn man allen Tierformen einen röhrenförmigen Verdauungsapparat zuschreibt. Sie sagt nichts weiter, als daß sich bei allen Tieren, welche ein Darmrohr besitzen, dieses frühzeitig anlegen muß, weil es in der vollkugeligen Eizelle unmöglich bereits ausgebildet sein kann. Nahrung muß in erster Linie jedes Wesen aufnehmen. Da das Tier aber seiner Natur nach zumeist an die Aufnahme fester organischer Massen gebunden ist, so kann es diese doch nicht anders verarbeiten, als mit Organen, welche im Innern seines Körpers liegen und zur Aufnahme und Aufspeicherung und späteren langsamen Verarbeitung fester Stoffe geeignet sind. Daß man zur Aufbewahrung solcher am zweckmäßigsten einen Sack nimmt, das weiß jeder Bauer; weil aber alle Bauern Hohlgefäße zur Aufnahme und Aufbewahrung von Nahrungsmitteln verwenden und beschaffen, so stammen sie noch lange nicht von einem Urbauernpaare ab, das den ersten Sack besaß, sondern sie lösen nur ein Problem auf die denkbar zweckmäßigste einheitliche Weise, weil ein solches auf andere Weise einfach unlösbar ist! Das biogenetische Grundgesetz war die wichtigste Hypothese der modernen Biologie. Seine Verwerfung setzt eine dem Einzelnen unerreichbare Menge von Sonder-Erfahrungen auf dem schwierigsten Gebiete der Forschung, auf dem der vergleichenden Entwicklungsgeschichte und Biologie, voraus. Frühestens nach Ablauf einiger Menschenalter kann das notwendigste Material für und wider durchgearbeitet sein. Vorläufig sind die meisten Biologen damit beschäftigt, dieses „Gesetz" zu festigen, und nur wenige haben den Mut, Arbeiten aufzunehmen, welche die Unzulänglichkeit des biogentischen Grundgesetzes dartun sollen. Die Schriftsteller, welche notgedrungen ihre Kenntnisse der großen Menge vorlegen müssen, um von ihr das tägliche Brot zu erhalten, machen die verzweifeltsten Anstrengungen, diese Haeckelschen Grundlehren zu verteidigen und mit schmückendem Beiwerke immer weiteren Kreisen als beachtenswert anzupreisen. Sie alle ahnen nicht, was es bedeutet, wenn geschrieben steht: Gott ist ein Geist! Sie ahnen nicht, daß einem solchen — rein menschlich gesprochen — nicht aus Langerweile, sondern aus innerem Triebe daran gelegen sein muß, eine Schöpfung in steigend vollkommener Weise zu

durchgeistigen. Sie, die selbst einen Geist empfingen, wollen es nicht einsehen, daß es Wesen des Geistes ist, Geisteswerk zu vollbringen, etwas das sich über den Stoff erhebt. Sie wollen es nicht einsehen, daß ein Heidebauer sich den Schöpfer rein menschlich denkt und nur so denken kann, daß ein Newton ihn aber frei vom Stoffe über diesem sucht. Sie werden es nimmermehr begreifen, wie ich, der ich das Wesen der Gase und der Wirbeltiere, soweit unsere Kenntnisse davon reichen, durchschaue, es als eine Schande für die Wissenschaft bezeichnen mag, wenn von Gott als von einem „gasförmigen Wirbeltiere" der grinsenden Menge vorgefaselt wird. Gerade sie, die selbst den Geist so notwendig verwerten müssen, wollen es nicht begreifen, daß seine Weiterbildung nicht der lebenden Generation allein anvertraut werden kann, sondern nur von zukünftigen Geschlechtern erwartet werden darf, und daß es deshalb notwendig ist, dem lebenden Geschlechte seine höchsten Aufgaben in der Fürsorge für das Zukünftige vorzuschreiben.

Gerade die modernen Lehrer des Volkes greifen den Gedanken, daß das Molekül eine Seele besitzt, die sich aus den Seelen der zugehörigen Atome zusammensetzen soll, als einen der höchsten auf. Sie vergessen nur uns zu erklären, wie das Atom sein Seelchen empfangen haben soll, und warum sich dieses nicht einfach mit der Erforschung des winzigen dem es zerteilt ist, und in welchem doch der Grund alles Seins liegen soll, begnügt, sondern sich mit Myriaden anderen vereinen soll, um den Blick von der Erde fort in die Fernen des Weltenraumes schweifen lassen zu können. Woher die Sehnsucht nach Erkenntnis, wozu das Streben nach Wahrheit? Wir können als Menschen dem Geiste, der das All umspannt, leider nur menschliche Eigenschaften geben, aber wir erkennen mit unseren beschränkten Sinnen doch bereits vieles in der Außenwelt, was uns ein Mehr ahnen läßt.

In der entschiedensten Form entgegne ich Darwin und Haeckel: daß es scheinbar naheliegende Probleme gibt, welche von der Wissenschaft niemals gelöst werden können, und das wohl gerade diejenigen, welche das umfassendste Wissen besitzen, es stets versuchen werden, sie „als unter dem Willen eines Höchsten stehend" still zu verehren, ohne ihnen forschend nahen zu wollen. Es war Frevel, wenn Darwin und Haeckel behaupteten: durch Forschung den Schleier lüften zu können, der das Geheimnisvollste „das Wesen der Seele und des Körpers des Menschen" verhüllt! Nur Allwissenheit und Allmacht darf dieses unternehmen.

Arnold Braß.



# Marskanäle und Marsbewohner.[1]

Wie es scheint, ist die Erkenntnis, daß es mit der Bewohnbarkeit des Mondes nichts ist, nachgerade in alle Kreise der populären Schriftstellerei gedrungen,

1) Dieser Artikel wurde veranlaßt durch die Anfrage eines Lesers, welcher in einer italienischen Zeitschrift von Marconis Plan erzählte, auf Grund der Forschungen Lowells, einen Verkehr mit den mutmaßlichen Marsbewohnern zu versuchen. Dt.

und so sehen sich diejenigen, denen aus Gründen gewisser monistischer Naturanschauungen daran liegt, das organische Leben als allgemeine Eigenschaft der Materie zu erweisen, gezwungen, einen Schritt weiter in die Tiefen des Planetensystems zu tun, und sie klammern sich mit größter Energie an die unter dem Namen von Kanälen bekanntgewordenen Erscheinungen auf dem Mars, deren rätselhaftes Äußere von ihnen als nur durch intelligente Wesen erklärbar hingestellt wird. Sieht man aber die astronomische Fachliteratur der letzten Jahre durch, die über den Kreis der Fachgenossen hinaus kaum bekannt wird, und sucht nach solchen Mitteilungen, die sich auf physikalischem Wege nicht ungezwungen erklären lassen, so ändert sich das Bild vollkommen. Man kann sagen, daß eine solche Musterung schließlich nur zwei Namen aufweist, deren Träger die Grenzen nüchterner Beobachtung übertreten und dadurch der Tagesschriftstellerei Nahrung zu ihren Phantasien zu geben pflegen, nämlich Leo Brenner, in Wahrheit ein serbischer Reporter namens Spiridion Gopcewitsch, dessen Leistungen im Reporterstil gehalten sind und dann Percival Lowell von der Flagstaff-Sternwarte in Arizona, dessen Leistungen unter dem Gesichtspunkte des Amerikaners zu betrachten sind, der das Aufsehenerregende liebt. Lowells Betrachtungen freilich sind sicher einwandfrei; günstige Luftverhältnisse und ein gutes Instrument begünstigen ihn sehr. Nach diesen einleitenden Bemerkungen soll nun die Literatur der jüngsten Zeit, etwa seit 6 Jahren, kurz geprüft werden, was sie von den Marsgebilden in Wahrheit enthält, und was daraus sicher folgt.

Die Erdbahn weicht etwas, die Marsbahn sehr vom Kreise ab; daraus folgt, daß in den zur Beobachtung günstigen Zeiten, wenn die Erde zwischen Sonne und Mars steht, der Abstand der Planeten sehr verschieden sein kann. Bei den alle 17 Jahre wiederkehrenden günstigsten Bedingungen hat die Marsscheibe einen Durchmesser von 25,6 Sekunden; rechnet man dies für eine Vergrößerung im Fernrohr von etwa 350 bis 400 mal, um die nicht gut überschritten werden kann, dann erscheint der Mars als eine Scheibe von der Größe eines Zehnpfennigstückes in 25 Zentimeter Entfernung vom Auge. Für gewöhnlich aber erscheint er nur etwa wie ein größerer Handschuhknopf und man kann sich denken, was auf dieser kleinen Fläche, die 6745 Kilometer Durchmesser bedeutet, überhaupt zu sehen ist. Bei der rotgelben Farbe des Planeten sind nur wenige Fernrohre brauchbar und nur sehr wenige Augen haben jemals eine Spur von den Kanälen gesehen, die zu den schwierigsten Objekten der beobachtenden Astronomie gehören. Mit Sicherheit sind nur die Schneeflecken an den Marspolen zu erkennen, die je nach der Jahreszeit ab- und zunehmen, und etliche dunkle Flecken, die den Namen Meere haben. Überhaupt haben die ersten Entdecker den Namen Meere und Kanäle aus Bequemlichkeit, nach der Ähnlichkeit mit dem Monde gewählt, ohne damit über ihren wahren Charakter etwas aussagen zu wollen. Vielmehr hat man allen Grund, jene Schneeflächen für Kohlensäureschnee anzusprechen, dem Mars eine Temperatur von etwa — 78° C. zuzuschreiben, und bei seiner Atmosphäre einen so hohen Grad von Verdünnung anzunehmen, daß ihr Lichtbrechungsvermögen nahezu gleich Null ist, und sie auch des Gehaltes an Wasserdampf entbehrt. Wasser dürfte

wohl nur als Eis vorkommen, eine für Organismen recht unangenehme Tatsache. Cerulli sagt, daß in Augenblicken besonders günstiger Luftbeschaffenheit es vorkomme, daß ein Kanal sich in einzelne Gebilde auflöst, die nicht deutlich zu erkennen sind; die Kanäle seien nur optische Phänomene, an ihrer Stelle befänden sich feine Gebilde, die sich auch mit den mächtigsten Fernrohren nicht trennen ließen, und deren Gesamtheit den Eindruck eines Kanals oder eines Fleckes machten. Flammarion und Antoniadi beobachteten eines Tages, wie plötzlich die Einzelheiten der Marsoberfläche vor ihren Augen verschwanden, während zwei Kanäle sich verdoppelten. Zugleich erschien der Rand des Planeten ganz verwaschen. Die ganze Erscheinung dauerte $^1/_3$ Sekunde, dann war alles wie vorher. Die Beobachter enthalten sich jeder Deutung dieses Vorganges. Es ist auffallend, daß Brenner zur selben Zeit nichts derartiges gesehen haben will. Auch Philipps hat nur ganz momentane Verdoppelungen von Kanälen wahrgenommen. Nach Cerulli sind die feinsten Kanäle nur einfache Linien, in Wirklichkeit aber sehr kompliziert; die Linien der größten Dunkelheit enthüllen nur schematisch die Existenz aller Feinheiten der Marsoberfläche, für die das Fernrohr nicht mehr ausreicht. Nur manche Kanäle verdoppeln sich; die Vorgänge sind zu verschiedenen Perioden ganz verschieden anzusehen. Nach Ledger sind die Kanäle mit Ausnahme der dunkelsten, auch mit schwachen Vergrößerungen sichtbaren, nur Trugbilder, verursacht durch langes angestrengtes Fixieren der Marsscheibe im Auge, und durch Selbstsuggestion. Die verschiedenen Beobachter zeichnen auch oft gleichzeitig sehr verschieden, und Brenner erklärt darum den Lowell für farbenblind. Comas Sola hält die äußersten Feinheiten für optische Täuschungen, die verschwinden würden, wenn wir nahe genug an den Mars herankönnten. Die Anwendung stärkerer Vergrößerungen verbietet sich aber durch die Unruhe der Luft, die in demselben Maße mit vergrößert wird. Delaunay hält die Kanäle für so schmal wie irdische Flüsse, über ihnen befinde sich eine dichte Nebelschicht, und diese erklärt die scheinbare Breite der Kanäle; ihre Verdoppelung, ihre mit dem Abstand von der Mitte der Scheibe zunehmende Breite setzt allerdings die unbewiesene Existenz von Wasser voraus. Wie man sieht, ist diese leicht zu vermehrende Auswahl an Deutungen physikalischer Art nicht gerade sehr vertrauenerweckend für die Sicherheit der Beobachtungen. Andere Deutungen sind rein physiologischer Art. Antoniadi zeigt, daß sich dunkle Streifen im unscharf eingestellten Fernrohr verdoppeln, und gekreuzte einen Fleck bilden. Nach Goodacre ist die Beobachtung von Verdoppelungen rein subjektiv. Holmes mißtraut der Darstellung einfacher Kanäle, das Verdoppelungsphänomen ist nach ihm eine Wirkung des Astigmatismus des Auges oder des Fernrohres oder beider. Denning hält die Verdoppelungen einfach für Täuschung, Antoniadi sieht die Kanäle für eine durch vorhandene Gebilde oder Helligkeitsunterschiede vorgetäuschte Erscheinung an. Überhaupt sind Täuschungen bei Beobachtungen von Planetenoberflächen sehr leicht möglich, wie bei Merkur und Venus längst bewiesen ist, sodaß, wie Denning ausdrücklich sagt, Lowells Schlüsse für die meisten Astronomen unannehmbar sind. Nach Flammarion sind die Kanäle die optische Zusammenfassung von Gebilden,

die uns in ihrer wahren Gestalt unbekannt, aber in geraden Linien angeordnet sind. Maunder, Lane, Evans und Antoniadi haben durch eingehende Experimente gezeigt, daß das Auge das Bestreben hat, regellose dunkle Gebilde zu Gruppen zusammenzufassen, und die Kanäle zu den Flecken hinzuzuzeichnen.

Nun hat zwar Lowell im Sommer 1905 zum ersten Male den Mars zu photographieren vermocht, nach zahllosen vergeblichen Versuchen; die von ihm hergestellten positiven Bilder zeigen auch einige verwaschene Zeichnungen, und wenn man diese mit gleichzeitigen Handzeichnungen vergleicht, sind ja gewisse Übereinstimmungen an Flecken und Linien zu erkennen. Aber die Originalnegative sind nur von der Größe eines Stecknadelkopfes, etwa 3 Millimeter Durchmesser, und so unscharf, daß sie nur eine schwache Vergrößerung vertragen. Nur der Wunsch ist der Vater des Gedankens, wenn Lowell behauptet, daß nun die objektive Existenz der Kanäle bewiesen sein müsse; es ist weiter nichts bewiesen, als daß die Fernrohrlinse und die Trockenplatte sich ebenso verhalten, wie die Augenlinse und die Netzhaut. Das ist aber nichts neues, denn die optischen Erscheinungen der Beugungsfiguren kann man ebensogut photographieren wie mit dem Auge sehen.

K. Strehl wendet die theoretische Optik auf die Marsbilder an, und kommt zu folgendem Ergebnis: „Die Verdoppelung der Marskanäle ist eine Beugungserscheinung infolge falscher Einstellung.“ Diese wird dadurch hervorgebracht, daß die scharfe Einstellung der großen Fernrohre durch Betrachtung der bläulich-weißen engen Doppelsterne bewirkt wird, während der Mars intensiv orangegelb ist. Die diesen Farben entsprechenden Lichtstrahlen haben aber verschiedene Wege und Vereinigungspunkte in den großen optischen Systemen, aus denen die Fernrohre bestehen. Es wird also wohl so sein, wie so namhafte Beobachter wie Holmes und Plaßmann sagen, daß wir weder etwas über Lebewesen auf dem Mars wissen, oder etwas dafür und dawider sagen können, noch daß wir überhaupt Mittel hätten, über solche Lebewesen etwas zu erfahren. Dazu ist Mars viel zu weit entfernt, auch drehen sich Mars und Erde niemals gleichzeitig ihre Nachtzeiten zu, sodaß Lichterscheinungen des einen auf dem anderen wahrgenommen werden könnten. Vielmehr ist bisher nichts bekannt geworden, was nicht mit den einfachen Mitteln der physikalischen und physiologischen Optik vollständig erklärt werden könnte.

Johannes Riem.




Im evangelischen Gemeindeblatt kann man aus der Feder von Professor Dr. Meinhold-Bonn folgendes lesen: „Für die Völker auf niederster Kulturstufe (Kaffern, Eskimos, Indianer usw.) wird die kindliche Form des Christentums die paßliche sein, und es ist gut zu verstehen, daß zu ihnen zumeist fromme, ein wenig in die orthodoxe Lehre

eingeführte Handwerker und Bauernsöhne für ihren Herrn hinausgezogen sind für ihn lebten und auch heldenmütig starben und so dem Christentum große Erfolge brachten. Mit Recht hat man das als Ehrentitel der evangelischen Kirche angesprochen. Aber ihre Kraft versagt, wo es sich um die Arbeit an alten Kulturvölkern, wie bei den Chinesen, Japanern und z. B. den Indern handelt. Die werden mit Recht die auf römisch-griechischem Boden gewachsene Lehre und Theologie vom Christentum abstoßen und damit dies selbst zurückweisen, wenn es ihnen nur in jener Form gereicht wird. Es ist darum nur zu begrüßen, daß der allgemeine protestantische Missionsverein dort die freiere Form des Christentums mit Geschick und Erfolg vertritt."

Es tut einem in der Seele weh, wenn man dies liest. Also die von der großen Mehrzahl der evangelischen Christen aller gebildeten Länder hoch und teuer gehaltene Form des Christentums, die man die positive nennt, ist nur noch für die niedrigsten Völker paßlich. Das zu schreiben bringt ein evangelischer Theologe fertig!

Übrigens muß die „freiere Form des Christentums" erst noch ihren Befähigungsnachweis für die Mission selbst unter Chinesen und Japaner führen; denn Professor Meinhold sollte doch wissen, daß der einzige bedeutende und erfolgreiche Missionar des von ihm gelobten Missionsvereins, Dr. Faber, jenem nur für die Kaffern „paßlichen" Christentums angehört hat.

* *

Zwei edle Frauen, wie es scheint polnischer Abkunft, Thusnelde Vortmann-Sienkiewicz und Leonore Sienkiewicz haben es für angebracht befunden, ein Buch zu veröffentlichen: „Der erste christliche Heuchler", aus dem wir folgende hübsche Proben bringen.

„Daß wir Fortgeschrittenen noch immer an das orientalische Märchen glauben, das uns eine barbarische, graue Vorzeit aufgebunden hat! Wie kann man denn heute noch eruieren, ob sich etwas vor 2000 Jahren zugetragen hat oder nicht? Welch' entfernte abergläubische fast schriftlose Zeit! Hat ein Jesus jemals existiert? War er ein Eunuch, ein verkleidetes Mädchen? Matth. 19, 12. War er wirklich auch gut? Er selbst wollte gar nicht gut genannt werden, Mark. 10, 18, das war ihm zu dumm! Er war schlecht, wollte aber gut scheinen vor den Leuten. Denn das war eben seine böse Erfindung: öffentlich fromm nnd heilig tun, im geheimen aber anders sein! Und dies, um das Vertrauen solcher Menschen zu gewinnen, die er sich als Beute ausersehen hatte, ein rechter Menschenfischer! Luk. 5, 10 und Mark. 1, 17. Sein Lehren waren doppelsinnig und unmoralisch: Die Faulen brauchen nicht zu arbeiten, Matth. 6, 25 und 31, Luk. 12, 22, sondern dürfen die Fleißigen berauben. Diese aber sollen sich nicht wehren, noch rächen, nicht richten, Matth. 7, 1, Luk. 6, 37, nur immer verzeihen und sich alles geduldig von den Bösen gefallen lassen, Matth. 5, 3 bis 39. Er lobt den ungerechten Mammon Luk. 10, 9 und heißt die Folter anwenden, Mark. 9, 43. Ehrgeizig, gedachte er durch Reichtum mächtig und König der Juden zu werden. Denn er war ganz exklusiv, nur für die Juden und haßte alles Nichtjüdische, Matth. 10, 5; 15, 24; 19, 28; Luk. 22, 30; Mark, 7, 27. So warb er denn 12, später 70 rohe Gesellen Als ihr Hauptmann durchzog er mit dieser Schar bewaffneter, wilder Männer das jüdische Land mit Raub und Mord zum Entsetzen der Einwohner. Die Hirten flohen und viele Städte baten ihn, ihre Gegenden zu meiden. Dabei war er aber vor dem Volke immer fromm und gaukelte Wunder als großer Prophet. Sehr reich geworden, so daß er leicht 5000 Menschen speisen konnte, dachte er seine Zeit gekommen, König zu werden. Doch er hatte sich verrechnet, denn in Jerusalem war er noch unbekannt. Sein Plan war gescheitert. Da verrieten ihn seine Jünger an die Behörde, die schon lange nach diesen Räubern und Kannibalen fahndete, 1. um selbst freizukommen, 2. um seine Reichtümer zu erlangen, 3. weil er selbst so unklug gewesen war, den wilden Blutdurst dieser gierigen Bande gerade nach seinem eigenen Fleisch und Blut derart zu reizen, daß sie, nachdem er in flagranti ertappt und hingerichtet worden war, seinen Leichnam, stahlen, um ihn zu verzehren.

Dies taten sie, im Aberglauben, daß sie dann niemals sterben, ewig auf Erden leben würden, Joh. 6. 48. Jesus ist somit in gerechter Strafe gestorben, aber auferstanden an seiner Stelle ist ein anderer, vielleicht sein Zwillingsbruder, den aber die Apostel bald, als unbequem, gen Himmel fahren ließen. Jesus war also kein Religionsstifter, sondern nur ein Thronspekulant. Die christliche Religion aber ist von vielen aufgebaut worden, von Bischöfen, Konzilen, Reformatoren, auf der Basis von Jesu verderblicher Erfindung. Der habgierige und grausame Eunuch Paulus, Apost. 8, 1; 9, der sich auch eine Bande Jünger hielt, gründete Gemeinden, indem er sie durch Terrorismus zum Kommunismus, Apost. 5, und durch die Folter, 1. Kor. 4, 21; 5, 5; 16, 22; Tim. 1, 20, zum Übertritt und zum absoluten Gehorsam zwang. Er führte zweierlei Gottesdienst ein: den öffentlichen frommen für die Guten und den geheimen für die Bösen, denen Freiheit gegeben wird zu Raub, Mord und Kannibalismus — weil nicht gute Werke, sondern nur ganz allein der Glaube an Jesus alle Sünden reinwäscht und selig macht; Röm. 4, 5; 3, 28; 10, 4; sofern es den Guten verheimlicht wird, Ebr. 5, 14; 1. Kor. 10, 25—29; 9. 13; Röm. 14. Diese geheime Kirche feierte ihre blutigen Mysterien in Katakomben und Krypten. Erklärlich, daß edle Männer, wie Titus und Mark Aurel sie verfolgten. Sollen wir uns nun noch weiter diesen Kannibalenkultus gefallen lassen? Nicht doch! Wir sind gesittete Menschen und wollen keine Kannibalen sein! Und wer, wie Jesus, andern so ungeheuerliches zumuten darf, daß sie, um ins Himmelreich zu kommen, Menschenfresser werden sollen, der kann selbst nur ein Kannibale gewesen sein. Gott Jesus, dem zu Ehren man Menschen foltert und die Inquisition heilig nannte, dem zur Freude man auf Scheiterhaufen und Altären Menschenopfer darbrachte; ein Gott, der von uns begehrt, daß wir zu seinem Gedächtnis Menschenfleisch essen und Menschenblut trinken sollen, — von dem wenden wir uns mit Abscheu ab, und er kann und darf unser Gott nicht mehr sein!“

Weiterhin heißt es z. B. noch: „Jesus als falscher Kinderfreund sucht Kinder an sich zu locken (Joh. 17, 12), um sie zu verspeisen.“ „Lasset die Kindlein zu mir (in seinen Magen) kommen; denn solcher ist (dann) das Himmelreich (der Tod).“ Luk. 16, 16 „Jesu Jünger waren gleichfalls Kannibalen.“

Leute mit gemeingefährlichen Wahnideen sperrt man zum Schutz der Gesunden ein. Sollte man dies nicht auch auf diese Thusnelda und diese Leonore anwenden können?

* * *

Einen weitschauenden, hoch erfreulichen Plan legt uns der „Verein für ärztliche Mission“ in Stuttgart vor, der in den sechs Jahren seines Bestehens mit viel Geschick und Erfolg für den Gedanken eingetreten ist, den Heiden durch leibliche Wohltaten die Augen für die ungleich höheren geistigen Güter und Segnungen des Christentums zu öffnen. Der Gedanke hat in weiten Kreisen freudigen Widerhall gefunden, und der Verein war dadurch in der Lage, die schon draußen stehenden Ärzte zu unterstützen, Spitäler zu bauen und junge studierende Mediziner zu fördern. Aber die Zahl der Studenten ist nicht in der notwendigen Stärke gewachsen, und hier setzt das neue Projekt ein, das in Aussicht nimmt, ein „deutsches Institut für ärztliche Mission“ zur Ausbildung junger Mediziner und eine Samariterschule für ausziehende oder in Urlaub befindliche Missionare zu bauen.

Hat bisher der Verein für ärztliche Mission seine Aufgabe wesentlich im Anschluß an die Basler Missionsgesellschaft zu lösen gesucht, so soll dies neue Unternehmen sämtlichen Missionsgesellschaften Deutschlands dienen. Es soll ein Zentralpunkt werden für die wissenschaftliche und praktische Ausbildung der Missionsärzte und die medizinische Schulung von Missionaren, ein Unternehmen, dessen Zweckmäßigkeit jedermann in die Augen springt, und das von Medizinern und Missionsleuten freudig begrüßt worden ist. Als Sitz des Instituts ist Tübingen in Aussicht genommen. Von einem Freunde der Sache ist schon eine große Spende von 30000 Mk. zum Bau des Hauses zugesagt worden, aber naturgemäß erfordert ein solches Unternehmen im Anfang bedeutende Unterstützung, und um diese bittet der Verein herzlich. Wir geben die Bitte weiter und sind

überzeugt, daß viele unserer Leser die hohe Bedeutung eines solchen Instituts erkennen und mit uns der Meinung sein werden, daß es verdient, auch durch große Gaben unterstützt zu werden.

Gaben werden an das Bankhaus Hartenstein u. Co., Bankkommandite in Stuttgart-Cannstatt, erbeten.

* * *

Ein japanischer Buddhist über den Buddhismus. Sawayanagi Masataro, der Direktors des Bureaus der allgemeinen Schulangelegenheiten, hat in einem im „Shukyokai" (Religiöse Welt) veröffentlichten Artikel sich folgendermaßen geäußert:

„Kein Staat kann die Religion entbehren. Die Gesellschaft kann nicht fortschreiten ohne religiöse Männer und Frauen. In unserem Lande sind die Buddhisten allen andern Sekten (numerisch) so weit voraus, daß, wenn wir von religiösen Männern reden, wir die buddhistischen Priester meinen; denn im Vergleich zu ihnen stehen die schintoistischen Priester und die christlichen Geistlichen nirgends Aber wenn wir fragen, ob die buddhistischen Priester Japans heute eine Notwendigkeit für den Staat sind, so gibt es wohl wenige, die mit Ja zu antworten wagen, und ich glaube kaum, daß die buddhistischen Priester selbst kühn genug sein würden zu behaupten, sie seien unentbehrlich für die moderne Gesellschaft.

Obgleich sie den Namen religiöser Lehrer tragen, sind sie in Wirklichkeit nichts derartiges. Das ist nicht meine Meinung allein, sondern eine indisputable Tatsache. Es gibt schwerlich wirkliche Gläubige an Religion in diesem Lande. Ich bedauere das sagen zu müssen, aber es ist die Wahrheit. Und doch steht der Buddhismus als Religion keinem anderen Glauben nach. Seine Lehren sind unendlich den christlichen überlegen (?). Seine Vergangenheit ist glänzend. Beginnend mit seinem großen Stifter und fortgehend zu dem Leben hunderter heiliger Männer, zeigt seine Geschichte hohe Muster der Vollkommenheit, wie sie in der Weltgeschichte nicht übertroffen (?) werden.

Daß eine Religion, die so vieles zu ihrer Empfehlung enthält, die auf eine so glorreiche Vergangenheit zurückblickt und die solche Schätze heiliger Wissenschaft besitzt, entartet ist zu einem so schmählichen Zustande, in dem wir sie jetzt finden und so weit gesunken, daß sie nichts mehr ist als eine mechanische Schauspielerei mit gedankenlosen, toten Zeremonien — das ist zu traurig, als daß man Worte dafür hätte. In diesem erleuchteten Zeitalter hat, was Japan betrifft, allein die Religion stillgestanden, oder richtiger, sie ist zurückgegangen. In allem anderen haben wir als Nation unsere vielen Illusionen verabschiedet, unsere abergläubischen Vorstellungen weggelacht und gesucht, was wertvoll und wahr ist. Aber unsere Religion! Der bloße Gedanke an sie verursacht uns Scham und Schmerz.

Niemand, der den Buddhismus kennt, wie er heute ist, kann etwas anderes tun, als seine verlorene Stellung beklagen. Seine Belebung erscheint unmöglich. Und doch gab es nie eine Zeit, wo wir Religion nötiger brauchten als jetzt. Religion müssen wir haben, um uns mit höheren Idealen zu erfüllen, als im Geschäft und in der Politik gefunden werden. Wenn der Buddhismus uns diese Ideale nicht geben kann, so möge es das Christentum tun. Ich will lieber sehen, daß das Christentum tut, was es kann, uns mit höheren Lebensidealen zu beseelen, als daß die Nation dahinlebt ohne Religion. Aber gewiß wird es der Buddhismus selbst nicht zugeben, daß er in diesem Lande durch das Christentum ersetzt werde."

Das sind Worte, die unsere Atheisten und die Leute, die Japan als religionsloses Land preisen, einmal beherzigen sollten. E. Dennert.






## 1. Zeitschriften.

Die Umschau Nr. 27/28 F. Himstedt bespricht „Radioaktivität und Konstitution der Materie." Hatten wir es bisher mit Molekularprozessen zu tun, so gehen wir jetzt zu Atomprozessen über; denn für uns ist das Atom nicht mehr einfach, sondern es spaltet Elektronen ab. Die Aussicht, einen einheitlichen Urstoff zu finden, hat wesentlich zugenommen.

Biologisches Zentralblatt Nr. 13—15. H. de Vries „Ältere und neuere Selektionsmethode." Der bekannte Urheber der Mutationslehre zeigt hier, daß nach den Züchtungsversuchen des Schweden Nilsson der Ansicht von der langsamen Umbildung der Arten die wichtigste Stütze genommen wird. — J. Groß „Über einige Beziehungen zwischen Vererbung und Variation" (auch noch in Nr. 16—18), hier wird gegenüber de Vries an Darwins Selektion festgehalten. Nr. 17 und 18. E. Wasmann „Beispiele rezenter Artenbildung bei Ameisengästen und Termitengästen," ein bemerkenswerter Aufsatz des bedeutenden Ameisenforschers, der auch einige allgemeine Bemerkungen zur Entwicklungslehre bringt. M. von Linden „Untersuchungen über die Veränderung der Schuppenfarben und der Schuppenformen während der Puppenentwicklung von Papilio podalirius." Äußere Einflüsse, die geeignet sind, den Stoffwechsel der Schmetterlingspuppe zu ändern, verändern unter Umständen auch die Form der Flügelschuppen, entweder bilden sich höher entwickelte Schuppen, so bei Zucht in Kohlensäure- und Stickstoffatmosphäre oder im luftverdünnten Raum, oder es erhalten sich primitive Haarformen, so bei Hitze- und Frostversuchen.

Politisch-Anthropologische Revue Nr. 4. K. Penka „Neue Hypothesen über die Urheimat der Arier". Fick, Ehrhardt, und Dahn halten an der alten Lehre von der asiatischen Heimat der Arier fest. Nach Helm ist die indogermanische Einheit keine ursprüngliche, vielmehr ist die ganze Ländermasse von Zentralasien bis Nordwesteuropa als Heimat zu betrachten. Eine europäische Herkunft der Arier nehmen an Hirt und Hoops. Nr. 6. F. v. d. Velden „Anfänge von Recht und Rang bei den höheren Tieren." Der Verfasser meint damit die Erscheinungen gegenseitiger Hilfe bei Tieren, wie sie von Kropotkin nachgewiesen ist. Wie töricht!

Deutsche Kultur Heft 17. G. Wyneken „Religiöse Erziehung" „heißt die Kinder unsere Pflicht als etwas heiliges erkennen zu lehren, d. h. sie erkennen zu lehren, wie unser Leben ein Stück Arbeit an der Welterlösung, an der Ewigkeit werden kann" (mehr nicht??), das wichtigste Mittel dazu ist „Erziehung durch Religion."

Der Türmer Heft 11. M. Kennerknecht berichtet in „Das große Neue in den Evangelien" über Schells „Christus." Nikodemus „Aus der Tannenruh," Gedanken eines Gottsuchers. — Heft 12. A. von Hartmann „Carlyle als Philosoph": „In Carlyle laufen zwei Strömungen nebeneinander her, eine mystische, die sich gern gedankenvoll in die Betrachtung des Unendlichen versenkt, und eine praktisch soziale, die sich auf die Politik des Tages einläßt und gern unmittelbar einwirken möchte. Man darf diese Strömungen aber nicht als einander widerstrebende ansehen. Sie entspringen beide aus einem Urquell oder Urgedanken, der Einwohnung des Göttlichen in der Welt, und so durchdrungen ist er von diesem Gedanken, daß er unablässig darnach spürt, das Göttliche auch in den unscheinbarsten Tatsachen zu finden."

Konservative Monatsschrift. Heft 10 und 11. K. Beth „Wunder und Naturwissenschaft.“ Der Verfasser definiert das Wunder „als ein Ereignis, das, obzwar in dem gewöhnlichen Ablauf der natürlichen Ereignisse nicht angelegt und innerhalb dieses zusammenhängenden Ablaufes fremd, von Gott in denselben eingeführt ist unter Aufrechterhaltung und Benutzung der festen Naturgesetze.“ Dies ist derselbe Standpunkt, den der Herausgeber dieser Zeitschrift stets vertreten hat.

## 2. Bücher.

A. Braß, Dr. phil., Ernst Haeckel als Biologe und die Wahrheit. Stuttgart. M. Kielmann, 1906. 96 S. — Mit dieser Broschüre tritt nun auch ein Zoologe in die Reihe derer ein, welche gegen Haeckel auftreten. Scharf und schlagend weist er Haeckel nach, daß er auch auf seinem eigensten Forschungsgebiet unzuverlässig ist. Er zeigt dies besonders an Haeckels Behauptungen über die Moneren, die Gastrula, die Säugetiere und zeigt an Auge, an Hand und Fuß, mit wie wenig Sicherheit man von einer Deszendenz reden kann. Höchst bemerkenswert ist der letzte Abschnitt: die Fürsorge für das Werdende. Des Verfassers Schlußurteil ist, daß Haeckel „das Gefühl für wissenschaftliche Wahrheiten“ abgeht. Das ganze Buch ist nicht nur eine klare und scharfe Streitschrift gegen H., sondern sie bringt auch eine große Menge anregender biologischer Bemerkungen, so daß es jeden Leser hoch befriedigen wird. Wir bitten unsere Leser dringend, zur weitesten Verbreitung dieses neusten Kampfmittels gegen H. beizutragen. Dt.

P. Paulsen, Dr., Das Leben nach dem Tode. 2. durchges. und erweit. Auflage. Stuttgart. Chr. Belser. 1.50 Mk. — Eine zeitgemäße Abhandlung. Klar, allgemein verständlich und frisch behandelt der Verf. den Gegenstand. Zunächst erörtert er: Die praktische Bedeutung der Frage noch dem jenseitigen Leben, die Gewißheit des Lebens nach dem Tode, die Schwierigkeit unserer Aufgabe, der „König der Schrecken“ und das Leben kurz vor dem Tode. Der 2. Abschnitt beschäftigt sich mit dem Zwischenzustand, der dritte mit Weltuntergang, Wiederkunft, Auferstehung und Gericht; der vierte mit Verdammnis und Seligkeit, der fünfte mit der ewigen Seligkeit.

P. Raidt, Pfarrer. Gott und Welt. Nördlingen, Th. Reischle, 1905. 190 S. — Verf. will mit diesem Büchlein „Waffen zum Kampf um den Gottesglauben für Schule und Haus“ liefern. Er weiß die wichtigsten Fragen über sein Thema apologetisch wirksam zu beantworten, so daß das Buch sich für das Volk und für die Jugend bestens eignet. Dt.

H. Fick, Es ist ein Gott. 4. Aufl. Zwickau, J. Herrmann, 1906. 229 S. geh. 2,25 Mk. — Dies Büchlein ist nicht mehr neu, seit dreißig Jahren tut es seine Dienste, es wird sie als praktische Volksapologetik auch weiterhin tun. In manchen Dingen könnte der Verf. bezw. der jetzige Bearbeiter vorsichtiger sein, so hat Snell z. B. niemals behauptet, daß der Mensch von Kaulquappen abstamme. Dt.

Immanuel Kants Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik. 4. Aufl. (Bd. 40 der Philos. Bibl.) Leipzig. Dürr, 1905. 208 S. 2 Mk. — Diese gute Ausgabe ist von K. Vorländer besorgt.

Shaftesbury Untersuchungen über die Tugend. (Bd. 110 der Philos. Bibl.) Ebenda, 1905. 122 S. 1.40 Mk. — Übersetzung der bekannten Schrift von P. Ziertmann.

G. Esser, Prof. Dr., Naturwissenschaft und Weltanschauung, Köln, J. P. Bachem, 1905. 89 S. 1.50. — Eine ansprechende Behandlung des Themas von katholischer Seite aus, aber auch mit Berücksichtigung der evangelischen Schriftsteller. „Dem Fortschritt des Naturerkennens steht der christliche Glaube nicht mißgünstig oder mißtrauisch gegenüber, vielmehr erkannte er in jedem Fortschritt das Siegel des göttlichen Geistes.“ Dt.

N. Howard, Neue Berechnungen über die Chronologie des alten

Testamentes und ihr Verhältnis zu der Altertumskunde, mit einem Vorwort von Ed. Rupprecht. Bonn 1904. Joh. Schergens, 412 S. 7.50 Mk. — Howard gehört zu der Gruppe Zahn—Rupprecht, die die traditionelle Auffassung über die Entstehung des alten Testaments vertritt. Mag man den Standpunkt des Verfassers teilen oder nicht, das zeigt das grundgelehrte Buch deutlich, daß das letzte Wort über die Entstehung des alten Testamentes noch nicht gesprochen ist. F. W.

R. Kirsten, Religionslehrer, Sorgen oder Glauben? oder die Heilsnotwendigkeit der Wahrheitsgewißheit. I. Teil. Die Sorge um das verkannte Heil. Leipzig, Dörffling und Franke, 1905. 337 S. 5 Mk. — Ein überaus scharfes Buch gegen Frank, Ritschl und Harnack. Die scharfe Polemik wird verständlich dadurch, daß der Verf. überzeugt ist für nichts weniger als für die Wahrheit der Religion, die ihm durch jene Männer stark gefährdet scheint, zu kämpfen. Es ist nicht zu leugnen, daß die Kritik des Verf. in vielen Punkten im Recht ist, wenn auch manche Äußerungen der kritisierten Theologen vielleicht mißverstanden und zuweilen Konsequenzen gezogen sind, die jene nicht gezogen wissen wollten. Dieser 1. Teil enthält mehr Kritik denn positiven Aufbau, hoffentlich bringt der 2. Teil den letztern. Erst dann wird eine rechte Würdigung möglich sein. F. W.

A. Mayer, Prof. Dr., Los vom Materialismus! Bekenntnisse eines alten Naturwissenschaftlers. Heidelberg. C. Winter. 1905. 260 S. — Verf. geht von dem allgemein menschlichen Streben nach Glück aus und findet als besten Weg zu letzterem die Einhaltung des Moralgesetzes, das stets mit Religion verknüpft ist. Er betrachtet die Entwickelung der Religionen unter dem Gesichtspunkt der Züchtung der Instinkte im Sinne des Darwinismus, dem er zu viel zutraut, er kommt so zu einer Züchtung der Religionen, aus dem Kampf ums Dasein gehen dabei religiöse Dogmen hervor, denen er aber Bedeutung nicht abspricht. Die christliche Lehre steht nach dem Verf. mit der Wissenschaft im Einklang, wenn sie von allen „mittelalterlichen Schlacken und konfessionellen Zutaten“ befreit wird. Man sieht daraus, daß der Verf. dem kirchlichen Christentum ferner steht, allein man muß anerkennen, daß er ernsten Gottesglauben besitzt, er selbst bezeichnet sich auf diesem Gebiet noch als „Suchenden“. Jedenfalls bringt das Buch auch viel Anregendes, und daß es von einem Naturforscher ist, macht es besonders dankenswert. Dt.

A. Kalthoff, Die Religion der Modernen. Jena. E. Diederichs. 1905. 310 S. — Man wird dies Buch nicht ohne Interesse lesen; denn man erfährt aus ihm, wie sich die religiösen Probleme im Geiste eines erzmodernen Pfarrers ausnehmen, der es über sein Gewissen gebracht hat, zugleich Vorsitzender des atheistischen deutschen Monistenbundes zu sein. Diese „Religion“ ist nun aber nicht nur von der Theologie und Kirche losgelöst, gegen die K. gründlich loszieht, sondern auch von Gott, dagegen glaubt sie an eine „unendlich sich wandelnde Energie“, an eine „schaffende Seele der Welt“, und an anderer Stelle macht er den Menschen zum Gott (S. 111), daß es dabei nicht über Phrasen hinausgeht, läßt sich denken. K. wünscht sich einen dichterisch verklärten Materialismus und findet ihn bei Bölsche und Wille. Andererseits erklärt er Nietzsche und die edle Christentumshasserin Ellen Key für Pfadfinder der Modernen. Auf diese Weise muß ja etwas Schönes herauskommen. Christus ist für K. nur ein Typus, was von dem historischen Christus geschrieben wurde ist Dichtung und Phantasie. Jeder Mensch hat seinen eigenen Christus als das Bild des reinsten und größten Menschen. So ist die Religion der Modernen gleichbedeutend mit völlig schrankenlosem Subjektivismus. — Dt.

J. Brierley, Wir und das Weltall. Halle a. S. Gebauer-Schwetschke. 225 S. Br. 3 Mk. — 36 Betrachtungen eines freisinnigen englischen Theologen, dessen Motto ist: geistiges Leben muß hinfort ein kosmisches sein. Manche der Aufsätze haben uns angesprochen und angeregt, doch scheint uns der Ausspruch, daß kein lebender Engländer einen größeren Einfluß auf das Denken ausübe als B., übertrieben zu sein. — Dt.

R. Krecker, Dr. med„ Des Gesetzes Erfüllung. Halle. Gebauer-Schwetschke. 1905. 594 S. Br. 12 Mk. — Auch wenn wir dem Verf. bei sehr vielem nicht zustimmen

können, so erfreut es doch, manche seiner Anschauungen von einem Arzt ausgesprochen zu hören. Er sucht einen Ausgleich zwischen Gut und Böse, einen Weg der Erlösung aus den Leiden und Schmerzen der Welt. Er findet ihn in den Entwickelungsgesetzen, die er leider recht darwinistisch faßt (Auslese, Kampf ums Dasein), die zeigen sollen, daß das Böse eine notwendige Vorstufe des Guten sei. Der Kampf nimmt immer mildere Formen an, je höher die Menschheit steigt. Das Böse kann überwunden werden, indem sich alle Menschen als Brüder in Liebe anerkennen lernen. Und in dieser Richtung ist auch die Religion stets Führerin gewesen und wird es bleiben, die mechanische Welterklärung ist unbefriedigend. Die Welt ist geistiges Sein, der Tod ist nicht Vernichtung, sondern Übergang zu neuem Leben. Christus war die Vollendung der Menschheit, sein Auftreten bedeutet den Beginn einer neuen Weltanschauung: ein göttliches Gesetz der Ordnung hat die Welt von Anbeginn an durchwaltet und wird sie zur Vollendung leiten, die Erfüllung dieses Gesetzes ist die Liebe. Dt.

E. Müller, Pastor, Die neuesten Zeugnisse der theologischen Universitätslehrer gegen die radikale Theologie. Halle a. S. Richard Mühlmanns Verlag (Max Grosse). 1906. 159 S. 2 Mk. — Eine fleißige Arbeit, welche die Stimmen der positiven Theologen gegenüber verschiedenen theologischen Fragen sammelt (Altes Testament, Babylonismus, Naturalismus in der Prophetie, Kritik des Neuen Testaments, geschichtliches Jesusbild, religionsgeschichtliche Methode, Subjektivismus).

Neue Gevatterkarten. 12 Karten. Hamburg. Rauhes Haus. 0,50 Mk. — Einladungskarten zur Übernahme einer Patenstelle nach hübschen Entwürfen von Rudolf Schäfer.

Lehr und Wehr fürs deutsche Volk. Hamburg. Rauhes Haus. Heft 13—24, je 16 S., à 10 Pf. — Von dieser schon lebhaft von uns empfohlenen „Sammlung von volkstümlich wissenschaftlichen Abhandlungen" liegt eine neue Serie von 12 Heften vor, die wir zur weitesten Verbreitung sehr lebhaft empfehlen, sie enthalten: Wissen und Glauben. Hat Nietzsche recht? Was ist Religion? Ist Jesus auferstanden? Ehe oder freie Liebe? Was ist Materialismus? Ist der Materialismus wissenschaftlich? Große Männer — kleiner Glaube? Das Buch der Bücher. Praktisches Christentum im Staatsleben. Das Leben Jesu — Sage oder Geschichte?

E. Mühsam, Ascona. Locarno. Birger Carlson. 59 S. — In Ascona am Lago maggiore ist eine Kolonie von „Vegetariern" und Sonderlingen, welche hier von einem, der zum Teil unter ihnen lebte, geschildert wird. Ref. hat auch einen Blick in diese Welt von Menschen getan, die an irgend einer Stelle ihres Geistes ein Manko haben und hat in dieser Schrift wenig neues gefunden, anderen wird sie natürlich mehr bieten. Mühsam selbst gehört, obwohl nicht Vegetarier, in gewissem Sinne zu jenen, er ist ein verbissener Revolutionär, der die freie Liebe jener Askonenser für eine „erfreuliche Erscheinung" und aus dem Zuchthaus entlassene Verbrecher für eine Art Blüte der Menschheit hält. Das genügt um ihn als abnorm zu kennzeichnen. Dt.

M. Wildermann, Dr. phil., Jahrbuch der Naturwissenschaften 1905—1906. Einundzwanzigster Jahrgang. Mit 22 in den Text gedruckten Abbildungen. gr. 8°. Freiburg 1906, Herdersche Verlagshandlung. Geb. Mk. 7.—, XII und 502 S. — Das Buch faßt die Naturwissenschaften im weitesten Sinne und behandelt die im Titel genannten Gegenstände. Als Anhang ist beigegeben ein 216 Namen umfassendes Totenbuch und ein ausführliches alphabetisches Personen- und Sachregister. Was den Stoff anbelangt, so hat das Werk die Aufgabe, weitesten Kreisen, also auch einer weder gelehrten noch fachgebildeten Lesewelt die wichtigsten Errungenschaften vorzuführen, die das jedesmal verflossene Jahr auf dem Gesamtgebiet der Naturwissenschaften gebracht hat. Danach müssen sich auch Auswahl und Darstellungsweise richten: wichtige Errungenschaften, deren Bedeutung mehr praktischer Natur ist, dürfen nicht zurückstehen gegenüber Forschungen von rein theoretischem Werte, und Darstellungsweise und Sprache müssen auch für solche Leser verständlich sein, die sich keiner fachmännischen Vorbildung erfreuen. Wer sich

unter unseren Lesern für die neueren Forschungen auf naturwissenschaftlichem Gebiet ein Nachschlagebuch von dauerndem Wert verschaffen will, der möge sich dieses vorzügliche Jahrbuch anschaffen. Dt.

**Für den Weihnachtstisch** empfehlen wir die nachfolgenden Bücher:

Aus der Zahl der uns vorliegenden Belletristik sei genannt W. Speck, Zwei Seelen. 4. Aufl. Leipzig, Fr. W. Grunow, 1905: ein erschütterndes Buch von psychologischer Tiefe und Wahrheit, das die Abwärtsentwickelung eines Menschen schildert. — Sehr gern gelesen werden schon die Bücher der Schwedin Runa, wir nennen: 1. Wiewohl er gestorben ist. 360 S. 2. Ein tönendes Erz. 365 S. 3. Suchende Liebe. 297 S. Hamburg, Rauhes Haus. (Geb. je Mk. 4.—.) Das sind edle und schön geschriebene (auch gut übersetzte) Romane voll gesunden Christentums; der zweite ist besonders spannend.

Schon neulich besprachen wir und möchten wir nun von neuem als Weihnachtsgeschenk empfehlen: Helen Keller, Die Geschichte meines Lebens. 12. Aufl. Stuttgart, R. Lutz, 1903. 347 S. Brosch. Mk. 5.50. Diese Geschichte eines taubstummen und blinden Mädchens, das zu geistiger Bedeutsamkeit gelangte, ist eine harte Nuß für unsere Materialisten. — Ein spannender Roman ist A. Fogazzaro, Der Heilige. 5. Aufl. München, G. Müller, 1906. 500 S. Er schildert das Ringen und Streben des italienischen Reformkatholizismus in packender Weise. Auch in protestantischen Kreisen darf man ihm Interesse entgegenbringen. Ich habe ihn gern und mit Teilnahme gelesen. — Von Fr. Lienhard, dem idealen Dichter, liegt vor: Die Schildbürger. 2. Aufl. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 1906. 147 S. Geb. Mk. 3.—. „Eine Frühlingsdichtung in zehn Gesängen," über der in der Tat der Hauch des Frühlings liegt. Freunde Lienhards werden sie mit Freuden lesen. — Derselbe Verlag bietet wieder einige neue Bände seiner Sammlung „Bücher der Weisheit und Schönheit" (jeder geb. Mk. 2.50), uns liegen vor: Dante, Auswahl aus seinen Schriften und Schumanns Briefe (Auswahl), jene gab R. Zoozmann, diese K. Storck heraus, beide mit Liebe und Verständnis.

Von Jahrbüchern liegt uns vor: Die Neue Christoterpe, XXVIII. Halle a. S., C. Ed. Müller, 1907. 415 S. Geb. Mk. 5. Dieselbe wird jetzt von A. Bartels und O. H. Frommel herausgegeben; die Namen bürgen dafür, daß es im alten Geiste und mit dem alten Geschick geschehen wird und dieser stattliche Band legt davon Zeugnis ab. Der Inhalt ist wie immer außerordentlich reichhaltig.

Indem wir zu Büchern von ernsterem Charakter übergehen, empfehlen wir warm die neue (4.) Auflage von R. Seeberg, Grundwahrheiten der christlichen Religion. Leipzig, A. Deichert, 1906. 173 S. Brosch. Mk. 3, sowie Fr. G. Peabody, Jesus Christus und der christliche Charakter. Gießen, A. Töpelmann, 1906. 271 S. Brosch. Mk. 4. Es sind letzteres die geistvollen Vorlesungen, welche der Verfasser bekanntlich im vergangenen Winter in Berlin hielt. Das Buch bringt auch des Verfassers Bildnis. — Ein sehr schönes, interessantes Buch ist Max Müller, Leben und Religion. Stuttgart, M. Kielmann. 251 S. Geb. Mk. 4. Es enthält eine Zusammenstellung aus den Schriften des berühmten Orientalisten. Man erkennt aus ihr den zwar kirchlich freien, aber doch tief religiösen Sinn des großen Mannes. Von besonderem Wert ist es, daß diese Zusammenstellung von seiner Witwe selbst stammt.

In derselben Richtung liegt ein neues Unternehmen des Rauhen Hauses (Hamburg), das der Herausgeber dieses Blattes (Dr. E. Dennert) unter dem Titel „Ewigkeitsfragen im Lichte großer Denker" herausgibt (jeder Band hübsch ausgestattet, kart. Mk. 1.90.) Ausgehend von der Tatsache, daß man heute vielfach nach den Dingen der Ewigkeit fragt und andererseits auf alte Autoren zurückgeht, sollen hier in diesen Bänden die großen Männer aller Zeiten danach gefragt werden, welche Antwort ihnen das Leben auf diese Fragen gegeben hat, ein höchst zeitgemäßes Unternehmen, das etwa der Rubrik „Zeugen Gottes aus Wissenschaft und Kunst" in unserer Zeitschrift entspricht.

Im ersten Band wird Immanuel Kant von Prof. Dr. L. Weis, im zweiten Band Sören Kierkegard von O. Bärthold bearbeitet. Die Sammlung beginnt also gleich mit etwas schwerem Geschütz, aber wir empfehlen die Bände und die ganze Sammlung unseren Lesern auf das lebhafteste. Wer gewohnt ist, sich in solche Bücher zu vertiefen, wird sie mit größtem Gewinn aus der Hand legen.

Neben der neuen Ausgabe von „Das erste Blatt der Bibel" (geb. Mk. 1.50), das wir trotz abweichenden Standpunktes doch gern empfehlen, da diese Auslegung der Schöpfungsgeschichte gewiß manchem unserer Leser zusagen wird, beschenkt uns Fr. Bettex mit einem neuen Buch „Zweifel" (geb. Mk. 3.20, 209 S., beide Stuttgart, J. F. Steinkopf), das seine Freunde gern lesen werden. Und in der Tat bietet es wieder eine Fülle guter und anregender Gedanken, wenn ich auch bekennen muß, daß ich im einzelnen manche Fragezeichen machen muß. Das Bändchen enthält die Abschnitte: 1. Unbekannte Welten. 2. Zweifel. 3. Offenbarung.

Ein prächtiges Buch ist O. von Leixner, Der Weg zum Selbst. 2. Tausend. Berlin, E. Felber, 1905. 214 S., Mk. 2.50, ernste und sehr beherzigenswerte Betrachtungen über Selbsterziehung usw., dem wir viele nachdenkliche Leser wünschen. Eine ganze Reihe Bücher mit christlichen Betrachtungen liegen vor uns, obenan stehen für meinen Geschmack zwei Bändchen aus dem Verlag der Berliner Stadtmission: 1. Wo ist das Glück? 142 S. und 2. Was bringt Gewinn? 164 S. eleg. kart. je Mk. 1, kleine Skizzen usw., die so recht zum Besinnen geeignet sind. Sternschnuppen, Aphorismen des frühvollendeten Pastors Chr. Sommer. Hamburg, G. Schloeßmann, 1906. 76 S. Mk. 1.20, aus dem Nachlaß eines hochbegabten jungen Pfarrers, gemütvoll und glaubensstark; doch bedauern wir die zutage tretende Schärfe gegen die Schwesterkirche.

H. Stuhrmann hat eine letzte Folge von „Schwert und Kelch" herausgegeben, Berlin, P. Richter, 1906, 337 S. geb. Mk. 3. Wer den tiefernsten und gewaltig predigenden Verfasser aus den beiden ersten Bänden lieb gewann, wird auch selbstredend zu diesem greifen. — Aus dem Holländischen stammt W. Lamers, Vom Ernst des Lebens, Dresden, C. L. Ungelenk, 67 S. brosch. Mk. 0,80. Anknüpfend an die Geschichte Esaus, Simsons und Davids ruft der Verfasser der Gegenwart ernste und packende Worte zu. — Franz Spemann, Jesus im 20. Jahrhundert. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1906. 67 S. geb. Mk. 1. Der Verfasser hat schon einmal in „Von der Renaissance zu Jesus" zu uns gesprochen, und wir haben ihn gern gehört. Hier erhebt er wieder begeistert seine Stimme für eine lebendige Erfassung Christi. Auch hier wieder bricht überall des Verfassers Kunstverständnis hervor. Wir stehen nicht an, dieses Büchlein als einen hochbedeutenden Beitrag zu der in Rede stehenden Frage zu bezeichnen. Wir wünschen ihm die allerweiteste Verbreitung. — H. Schell, Christus, das Evangelium und seine weltgeschichtliche Bedeutung. Mainz, Kirchheim u. Co. 1906. 181 S. geb. Mk. 5. Ein Prachtband ersten Ranges mit vielen vorzüglichen Bildern, dabei ist der Preis ein sehr geringer. Der Verfasser ist der in diesem Jahre heimgegangene feinsinnige Würzburger Theologe. Es ist ja natürlich, daß bei dieser Darstellung seitens eines Katholiken auch manches mit unterlaufen wird, worüber ein Protestant anders denkt, allein trotzdem wird auch er das Buch mit Genuß lesen und dem entschlafenen Verfasser für diese bedeutsame Gabe danken.

Als hübsche Weihnachtsaufführung nennen wir: W. Conrad, Der verlorene Himmelsschlüssel. Mühlhausen, G. Danner. 12. S. Mk. 1.50. Es treten dabei auf: ein Engel, der heilige Petrus, das Christuskind und 5 Menschen an der Himmelstür. Ein ansprechender Gedanke ist hier ansprechend durchgeführt.

Von Abreißkalendern für 1907 liegt uns vor der „Christliche Hauskalender". Lahr, E. Kaufmann. Da er tägliche Betrachtungen enthält, so ersetzt er ein Andachtsbuch, von bekannteren Bearbeitern seien genannt: Behrmann, Lemme, Keeser, Bornhäuser, Funcke u. a. m.

---

Ernst Röttgers Buchdruckerei, Kassel.